

Zeit zum Hinhören

**Festschrift zum 25 jährigen Jubiläum der ökumenischen
Telefonseelsorge Hamm**

**Festschrift zum 25 jährigen Jubiläum der
Ökumenischen Telefonseelsorge Hamm**

**Herausgegeben von einem Arbeitskreis der
Haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der
Telefonseelsorge Hamm**

INHALT

Vorwort

Grußworte

Hans-Josef Becker, Erzbischof von Paderborn
Erhard Nierhaus, Superintendent
Kirchenkreises Hamm
Dechant Karl Heinz Peter, Vorsitzender
Gemeindeverbandes Hellweg
Thomas Hunsteger – Petermann, Oberbürger-
meister der Stadt Hamm
Wilhelm Riebniger, Landrat des Kreises Soest
Dr. Wolfgang Kirsch, Landrat des
Kreises Warendorf
Friedhelm Lademacher, Vorsitzender des
Kuratoriums der ökumenischen TS Hamm

Rückblick auf die Anfänge der ökumenischen Telefonseelsorge Hamm

Pfarrer Günter Apsel

Alltag in der Telefonseelsorge

Kriegsangst am Telefon

- 2** Beratung in der Beziehung
Bilder von Gott
- 3** Die Ausbildung verlangt auch Mut
Telefonseelsorge macht Mut
Persönliches Wachstum
Nachtschichten – und der Tag danach
Die Ausbildung in der TS hat auch
meine Beziehungen verändert
Fortbildung und Weiterbildung in
regelmäßigen Gruppen
Ehrenamt
Belastung
Gedanken zum Mitarbeiterrat
Der „TS-Mann“
TS und Weiterbildung
Pfarrer und TS
- 13** Die Bewerbungssituation verunsichert
Aneinander wachsen: wie Berater und
Anrufer gemeinsam lernen
Mr. Perfect

Festvortrag **55**
Telefonseelsorge –
Kirche in der säkularen Stadt?
Prof. Dr. Dr. Hermann Steinkamp

Literaturverzeichnis **64**

Vorwort

Am 20. Januar 1980 ging die ökumenische TS Hamm erstmals ans Netz. –25 Jahre TS sind Anlass genug zur dankbaren Erinnerung in einem ökumenischen Gottesdienst, einem Festakt, einem großen Arbeitertreff– und eben auch in einer kleinen Festschrift.

25 Jahre TS, das bedeutet ca.:

- 250.000 Telefonkontakte
- 200.000 Stunden ehrenamtlicher Dienst am Telefon
- 5.500 Stunden Zeit für die Ausbildung der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Gewiss ist der Einsatz der TS zu quantifizieren, der Erfolg ist dem Wesen der TS gemäss in der Anonymität verblieben. Möge Gott seinen Segen zu unseren Anstrengungen und Bemühungen gegeben haben!

Diese Festschrift gibt Rechenschaft über die Anfänge der TS in Hamm, einige Notizen aus dem Alltag der TS und die sicherlich nachlesenswerte Dokumentation des Festvortrages von Prof. Steinkamp.

Möge dieser Beitrag zum Jubiläum beim Leser Erinnerungen wecken, Nachdenklichkeit und

heiteres Schmunzeln auslösen, kurz: ein Lesevergnügen sein!

Diese Festschrift hätte ohne die Unterstützung der Sparkasse Hamm nicht erscheinen können. Wir sagen deshalb auch an dieser Stelle und öffentlich der Sparkasse Hamm ein ganz besonderes herzliches Dankeschön!

Friedhelm Lademacher Theo Niederschmid
Vorsitzender des Kuratoriums der TS Leiter der TS

Grußworte

Hans-Josef Becker

Erzbischof von Paderborn

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder!

im Jahr 2005 feiert die Telefonseelsorge in Hamm ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen. Aus diesem Anlass möchte auch ich Ihnen herzlich gratulieren und diese Gelegenheit nutzen, allen Verantwortlichen dieser beispielhaften Initiative ein Wort der Anerkennung und des Dankes zu sagen.

„Für das Vergangene Dank – für das Zukünftige Ja“ (Dag Hammarskjöld).

Der frohe Anlass des Jubiläums lässt Sie zunächst dankbar zurückblicken auf die Anfänge Ihrer Bemühungen um eine Telefonseelsorge in Hamm im Mai 1975. Von dem Pfarrer der katholischen Herz-Jesu-Gemeinde, Herrn Pater Jassmeier, und dem evangelischen Pfarrer Günter Apsel sowie einigen diakonisch engagierten Laien wurde die Telefonseelsorge als ökumenische Initiative ins Leben gerufen. Am 23. Januar 1980 ging die Telefonseelsorge dann mit über vierzig Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ans Netz und ist seitdem rund um die Uhr besetzt.

Fünfundzwanzig Jahre Telefonseelsorge in Hamm: Das sind in Zahlen ausgedrückt etwa 250.000 Telefonkontakte, mehr als 200.000 Stunden ehrenamtlicher Dienst am Telefon sowie 5.500 Stunden Zeit für die Ausbildung von vierhundert ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Die Telefonseelsorge ist seit fünfundzwanzig Jahren ein Begriff dafür, wie eine christlich diakonische Grundorientierung ökumenische, gesellschaftliche und sozialpolitische Zeichen setzt, die über den kirchlichen Bereich hinaus Anerkennung und Zustimmung finden. Dafür möchte ich anlässlich des bevorstehenden Jubiläums in besonderer Weise danken – vor allem der verantwortlichen Leitung der Telefonseelsorge und den über achtzig ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die einen selbstlosen Dienst am Telefon versehen und wesentlich dazu beitragen, dass die christlichen Kirchen sehr nah an den Nöten und Ängsten der Menschen von heute sein können.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat in seiner bedeutenden Pastoralconstitution „Gaudium et Spes“ (über die Kirche in der Welt von heute) betont: *„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“* (GS 1).

Die Telefonseelsorge kommt mit ihrem Anliegen und der tatkräftigen Verwirklichung ihres pastoralen Engagements dem Anliegen dieser

wegweisenden Konzilserklärung nach und antwortet seit fünfundzwanzig Jahren glaubwürdig auf die „Zeichen der Zeit“, die sich durch die Stimmen der vielen rat- und hilfesusuchenden Menschen artikulieren.

Indem ich mit Ihnen Gott, dem Begleiter auf unseren Lebenswegen, für Ihre fruchtbare Tätigkeit in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren danke, erbitte ich Ihnen und allen, die Ihren wertvollen Dienst in Anspruch nehmen, die Gaben des Gottesgeistes, der einem jeden von uns Orientierung, Lebenskraft und Zuversicht schenkt.

Möge der lebendige Gott Sie und alle, die Ihnen anvertraut sind, auf dem Weg in die Zukunft begleiten und Ihnen die Kraft geben, einander zu stärken. Denn: *„Christus ist unter euch, er ist die Hoffnung auf Herrlichkeit“* (Kol 1,27).

In Herzlicher Verbundenheit grüßt Sie

Ihr Hans-Josef Becker
Erzbischof von Paderborn

Erhard Nierhaus

Superintendent des Kirchenkreises Hamm

In dem Roman „Der Turm zu Babel“ von Antonia S. Byatt ist der Ort der Handlung in einigen Abschnitten eine Telefonseelsorge in London Mitte der 60er Jahre. Drei der dort tätigen Personen werden den Lesern näher vorgestellt, obwohl sie im Verlauf des Romans nur am Rande eine Rolle spielen – gleichwohl eine mehr als nebensächliche, vor allem Daniel.

„Das zweite Telefon klingelt. Daniel muss entscheiden, ob er sich von dem ersten Anrufer lösen will ...

„Helfen Sie mir.“

„Wenn ich es kann.“

„Helfen Sie mir.“

„Ich hoffe, ich kann es.“

„Ich habe mich versündigt.“

„Erzählen Sie, ich höre zu.“

Schweigen

„Ich bin da, um zuzuhören, weiter nichts. Sie können mir alles erzählen. Dafür bin ich da.“

Dieser kurze Dialog, dem ein längeres Gespräch folgt, enthält für mich alles, was Telefonseelsorge kennzeichnet: Ich bin dazu da, um zuzuhören. Das vor allem. Und wenn ich kann, helfe ich. Hoffentlich. Weiter nichts.

Weiter nichts? Daniel meint das nicht geringschätzig – im Gegenteil. Er versteht seine Bemerkung als positives Signal an die Frau am

Telefon: Was immer sie ihm erzählen wird, er lässt sie sich aussprechen, ohne sie als Person zu bewerten. Denn genau davor, das spürt Daniel, hat sie Angst. Und diese Angst muss erst überwunden werden. –

Ich danke der gesamten 25jährigen Mitarbeiterschaft der Telefonseelsorge für ihr Engagement.
Ich wünsche allen heute Beteiligten viele gelingenden Gespräche mit den Ratsuchenden und untereinander.

Erhard Nierhaus
Superintendent des Kirchenkreises Hamm

Dechant Karl Heinz Peter

Vorsitzender des Gemeindeverbandes Hellweg

Zum 25 jährigen Bestehen der Telefonseelsorge Hamm übersende ich die besten Grüße und Glückwünsche des Gemeindeverbandes Katholischer Kirchengemeinden Hellweg. Die Telefonseelsorge ist eine von sechs Telefonseelsorgestellen des Erzbistums Paderborn. Sie werden alle in ökumenischer Trägerschaft geführt. Die Telefonseelsorgestellen setzen ein Zeichen gelebter ökumenischer Praxis.

Auch die Telefonseelsorge Hamm hat ihre Wurzeln in dem gemeinsamen Engagement evangelischer und katholischer Persönlichkeiten in Hamm, die sich für diese Form der Seelsorge stark gemacht haben und sie als gemeinsame Einrichtung des Gemeindeverbandes Hellweg und des evangelischen Kirchenkreises Hamm gestaltet haben. Der vertrauensvolle gegenseitige Respekt war und ist eine der tragenden Säulen dieser 25 jährigen Kooperation.

Neben dem ökumenischen Zeichen verdeutlicht die Telefonseelsorge als diakonisch seelsorgliche Einrichtung, wie diakonisch seelsorgliches Handeln sich mit gesellschaftlichem Engagement verbindet, und wie ihre kirchliche Identität sich in ihrem Engagement für die Menschen ausdrückt.

Gestützt ist die Tätigkeit der Telefonseelsorge Hamm im Wesentlichen auf die ehrenamtliche Arbeit engagierter Menschen, die ihre Zeit, ihren

Verstand, ihr Lebenswissen und ihr Herz für andere Menschen zur Verfügung gestellt haben und stellen.

Ihnen gilt mein besonderer Dank und meine Anerkennung für das, was sie in den 25 Jahren des Bestehens der Telefonseelsorge Hamm geleistet haben.

Ihr Dechant Karl-Heinz Peter
Vorsitzender der Verbandsvertretung des
Gemeindeverbandes Kath. Kirchengemeinden
Hellweg

Thomas Hunsteger Petermann
Oberbürgermeister der Stadt Hamm

Seit nunmehr 25 Jahren steht die Telefonseelsorge Hamm für ein wichtiges und unverzichtbares Gesprächs- und Beratungsangebot für Menschen in schwierigen Situationen – jederzeit erreichbar, Tag und Nacht besetzt.

Häufig ist die Telefonseelsorge der erste Ansprechpartner und vielfach auch die letzte Möglichkeit, um aus einer scheinbar ausweglosen Lage herauszufinden.

Ich freue mich auf diesem Wege den Trägern dieser ökumenischen Einrichtung und besonders allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für ihre verantwortungsvolle seelsorgerische Arbeit danken zu können. Ohne ihren ehrenamtlichen Einsatz wäre ein solches Angebot gar nicht möglich. So aber zeigt sich gerade in der Telefonseelsorge wie sich gelebtes Christentum und mitbürgerliche Solidarität auf das Vorbildlichste ergänzen und zu einer humaneren Gestaltung unserer Gesellschaft beitragen können.

Wir alle wissen, dass gerade in der heutigen Zeit, die durch tiefgreifende Veränderungen geprägt ist, in der immer mehr Menschen um ihren Arbeitsplatz bangen und Jugendliche keine Lehrstelle finden, in der gewohnte Strukturen zerbrechen, Sinnfragen immer weniger beantwortet werden, Orientierungslosigkeit und

Zukunftsängste aber auch reale Notsituationen zunehmen, die Arbeit der Telefonseelsorge von ganz besonderer Bedeutung ist und auch weiterhin bleiben wird.

Als Stadt sind wir froh, dass es diese Einrichtung als Bestandteil unseres sozialen Netzwerkes seit nunmehr 25 Jahren gibt, und ich hoffe, dass sich auch in den kommenden Jahren immer wieder Menschen bereit erklären, diese wichtige seelsorgerische Arbeit zu übernehmen, zum Wohle der einzelnen Mitbürgerinnen und Mitbürger und damit zum Wohle unserer Stadt.

So verbinde ich meine Glückwünsche zum 25jährigen Bestehen noch einmal mit einem ganz herzlichen Dank an alle, die in dieser Zeit so segensreich gewirkt und die Telefonseelsorge Hamm als Einrichtung der Nächstenliebe im Bewusstsein unserer Bürgerschaft verankert haben.

Sie gehört zu den "sozialen Leuchttürmen", auf die wir stolz sind!

Thomas Hunsteger - Petermann
Oberbürgermeister der Stadt Hamm

Wilhelm Riebner

Landrat des Kreises Soest

Sehr geehrte Damen und Herren,
die Telefonseelsorge Hamm begeht ihr 25-jähriges Bestehen und ich freue mich sehr, dieses Jubiläum mit Ihnen feiern und natürlich auch mit einem Grußwort die herzlichen Glückwünsche des Kreises Soest überbringen zu können.

25 Jahre Telefonseelsorge Hamm in ökumenischer Trägerschaft. Die Telefonseelsorge ist ein Dienst, der rund um die Uhr durch besonders vorbereitete, ehrenamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen geschieht. Ca. 12.000 – 14.000 Menschen in besonderen seelischen Notlagen haben jährlich diesen Dienst in Anspruch genommen.

Der Telefonseelsorge Hamm zu gratulieren, das heißt für mich vor allem, dafür Dank und Anerkennung zu sprechen, was durch diese Einrichtung in den zurückliegenden 25 Jahren an sozialer Arbeit für viele Rat- und Hilfesuchende auch aus dem Kreis Soest geleistet worden ist.

Diese Arbeit ist heute ein wichtiger und unverzichtbarer Dienst am Nächsten, ist fester Bestandteil dessen, was wir das soziale Netz nennen. Oder anders gesagt: Die Telefonseelsorge Hamm leistet jetzt seit 25 Jahren ihren ureigenen Beitrag zum Funktionieren unseres Gemeinwesens. Dabei geschieht dies außerhalb des öffentlichen Interesses, ja bewusst anonym, um mögliche Hemmschwellen für

Ratsuchende gleich von Anfang an so niedrig wie möglich halten zu können.

Wenn man unter diesem Gesichtspunkt vergegenwärtigt, dass im Grunde jeder Mensch unverhofft in eine Lebenskrise geraten kann, dann glaube ich schon, dass es nicht übertrieben ist, wenn für manche Menschen sich die Telefonseelsorge buchstäblich als letzte Rettung erwiesen hat.

Natürlich kann die Telefonseelsorge Probleme nicht sofort oder unmittelbar lösen. Aber sie kann und soll vielleicht dabei helfen, dass Anrufende dies selbst schaffen. Dass sie – wenn auch nur über die Telefonleitung – erst einmal menschliche Nähe, Zuwendung und Anstoß zu neuem Lebensmut finden.

Wenn dies gelingt, kann das gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Daher gilt großen Respekt und dankbare Anerkennung für den Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Telefonseelsorge, die dies ehrenamtlich schaffen. Ohne das Engagement der ehrenamtlich Tätigen könnte die Arbeit gar nicht geleistet werden. Mein Dank und meine Anerkennung gilt vor allem den Ehrenamtlichen. Für ihre Arbeit braucht es viel an innerer Bereitschaft, viel Kraft und Durchhaltevermögen. Dabei wird vergessen, welch vielfältiger und manchmal aufopferungsvoller Einsatz unter Verzicht auf Freizeit, Familienleben und finanziellen Vorteil diese ehrenamtlich tätigen Mitbürgerinnen und Mitbürger leisten.

Meine Glückwünsche zum 25jährigen Bestehen der Telefonseelsorge Hamm sind letztlich auch

mit den besten Wünschen für die Zukunft verbunden. Für einen weiteren erfolgreichen sozialen Dienst am Nächsten, einer Aufgabe, die sogar hin und wieder Leben retten kann. Mögen sich vor allem deshalb auch weiterhin Menschen bereit erklären, ihre verantwortungsvollen Aufgaben in dieser Einrichtung, sei es im Beruf oder im Ehrenamt, zu übernehmen und damit die Telefonseelsorge Hamm in eine gute und weiterhin stets hilfreiche Zukunft führen.

Mit freundlichen Grüßen

Wilhelm Riebniger
Landrat Kreis Soest

Dr. Wolfgang Kirsch

Landrat des Kreises Warendorf

Sehr geehrte Damen und Herren,

zum 25-jährigen Jubiläum möchte ich der Telefonseelsorge Hamm im Namen des Kreises Warendorf, aber auch persönlich ganz herzlich gratulieren. Gemeinsam mit der Telefonseelsorge Münster sorgt die Hammer Einrichtung dafür, dass auch bei uns im Kreis Warendorf niemand mit seinen Ängsten und Nöten allein gelassen wird.

Die Telefonseelsorge Hamm deckt mit sieben Städten und Gemeinden den gesamten Süden des Kreises Warendorf ab. Die Kreisverwaltung Warendorf schätzt und unterstützt die wichtige Arbeit der Telefonseelsorge Hamm nicht nur ideell, sondern auch durch einen jährlichen finanziellen Zuschuss. Dass dieses Geld richtig angelegt ist, beweist alleine schon die Anzahl der jährlichen Anrufe, die sich mittlerweile auf weit über 20.000 beläuft.

Dabei ist die Telefonseelsorge Kummerkasten und Beratungsstelle zugleich. Viele Menschen suchen einfach nur eine fremde, anonyme Person, der sie ihr Herz ausschütten können. Anderen wiederum kann durch eine gezielte Beratung der Weg zu den für sie zuständigen Behörden und Institutionen gezeigt werden, wie beispielsweise dem Sozial-, Jugend- und Gesundheitsamt oder

auch dem Sozialpsychiatrischen Dienst des Kreises Warendorf.

Ich möchte den überwiegend ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Telefonseelsorge Hamm für ihre geleistete Arbeit und für ihr großes Engagement danken. Für die Zukunft und für die weitere Arbeit der Telefonseelsorge wünsche ich ihnen alles Gute.

Dr. Wolfgang Kirsch

Landrat des Kreises Warendorf

Friedhelm Lademacher

Vorsitzender des Kuratoriums der TS Hamm

Um des Menschen Willen geschieht Telefonseelsorge in der postindustriellen Gesellschaft der Gegenwart: an Menschen in Sinn- und Beziehungskrisen, ein Angebot an Vereinsamte und Isolierte, in Ängsten und Notsituationen.

Um der Menschenfreundlichkeit Gottes Willen geschieht Telefonseelsorge. Sie orientiert sich an der Lebenspraxis Jesu von Nazareth, der den barmherzigen Samariter dem Schriftgelehrten als Vorbild empfahl.

25 Jahre Telefonseelsorge in Hamm: das sind 25 Jahre alltagsbewährte Ökumene im Dienst an Menschen in Krisensituationen. Das geräusch- und problemlose Funktionieren der TS ist ein Leuchtturm der Ökumene vor Ort. Dem Gemeindeverband Katholischer Kirchengemeinden Hellweg Soest im Erzbistum Paderborn und dem Evangelischen Kirchenkreis Hamm sei Dank, dass sie auch in Zeiten sinkender Kirchensteuereinnahmen die finanziellen Lasten der TS schultern. Es ist auch der Stadt Hamm, dem Kreis Warendorf und dem Kreis Soest zu danken, dass sie durch ihre Zuschüsse Bestand und Fortsetzung der Arbeit ermöglichen.

Der ganz besondere Dank des Kuratoriums gilt den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, ihrem Engagement und ihrer

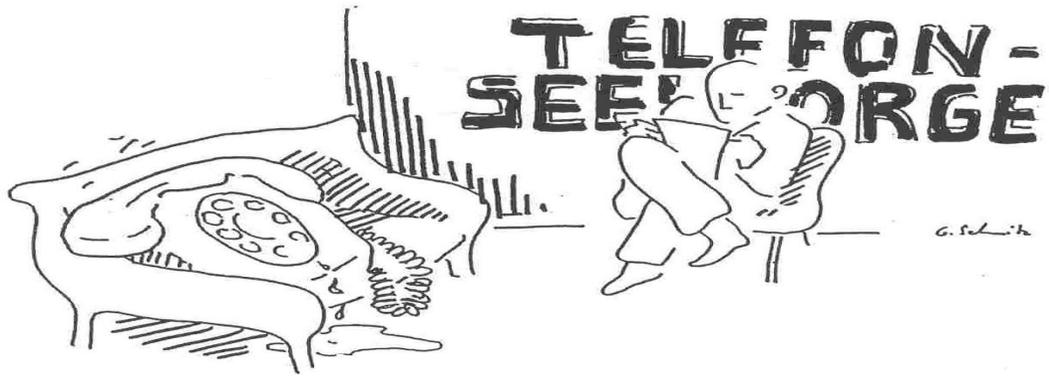
Dienstbereitschaft, die es ermöglicht haben, dass in den 25 Jahren des Bestehens rund um die Uhr das Hammer Telefon „besetzt“ werden konnte. Dass die gute und verlässliche Arbeit der Hauptamtlichen die TS in Hamm ermöglicht und die Atmosphäre in der Einrichtung prägt, verdient öffentlich anerkannt zu werden.

Aus der orthodoxen Kirche Russlands stammt der Satz:

„Jeder, der einen anderen tröstet, ist Christi Mund.“

Möge in diesem Sinne der Herr der Kirche seinen Segen weiterhin auf die Arbeit der ökumenischen TS Hamm legen!

Friedhelm Lademacher
Vorsitzender des Kuratoriums der ökumenischen
Telefonseelsorge Hamm



TELEFON-
SEE ORGE

G. Schlich

Rückblick auf die Anfänge der Telefonseelsorge Hamm

Nahe bei den Menschen sein, sich auf ihre Sorgen und Nöte einlasse

Pfarrer Günter Apse

"So ist's ja besser zu zweien als allein. Fällt einer von ihnen, so helfe ihm sein Gesell auf. Weh dem, der allein ist, wenn er fällt! Dann ist kein anderer da, der ihm aufhilft. Einer mag überwältigt werden, aber zwei können widerstehen, und eine dreifache Schnur reißt nicht leicht entzwei." (Aus dem Buch Kohelet, Kapitel 4). Dieses Wort aus der Bibel ist unmittelbar verständlich, denn es spricht eine über alle Zeiten hinweg gültige menschliche Grundsituation an: Wer allein ist, hat es schwer, wieder auf die Beine zu kommen, wenn er stürzt und fällt. Wenn ein anderer da ist, der hilft, geht es besser. Ist jemand allein - sozusagen gänzlich auf sich allein angewiesen -, so können die Probleme ihn gar überwältigen. Eine generelle Lebenserfahrung durch alle Zeiten! Überträgt man dieses ganz einfache Erfahrungswissen ins Allgemeine, so wird die Bedeutung der Gemeinschaft für jedwede menschliche Existenz erkennbar. Gemeinschaft hilft vieles zu tragen und zu bewältigen, in besonderer Weise Situationen der Not, der Bedrängnis, der Ausweglosigkeit. Gemeinschaft aber beginnt zu zweit: Du und ich. Hören und reden. Sich einander öffnen. Sich auf den anderen einlassen, sich seiner Nöte annehmen. Es ist das Urgeheimnis menschlicher Hilfe.

Jemand ruft an, sucht das Gespräch oder schüttet gar sein Herz aus. Und der andere hört zu. Aber es bleibt nicht beim Zuhören. Eine Interaktion beginnt. Der Zuhörende lässt sich auf den anderen ein, fragt zurück. Die Art, in der er - aufmerksam, verstehend, teilnehmend - seine Fragen stellt, eröffnet dem Hilfesuchenden die Möglichkeit, selbst - tastend, überlegend, abwägend - einen Ausweg zu finden oder, besser noch, einen Weg. So möchte ich es andeutend beschreiben. Wir sind bei der Sache. Die Sache heißt: TelefonSeelsorge.

Ausgangspunkte und Motivation

Am Beginn der Bemühungen, eine Telefonseelsorge (TS) in Hamm ins Leben zu rufen, stand gewiss nicht jenes Zitat aus dem Buch Kohelet (oder des Predigers Salomo, wie es in unseren Bibeln häufig überschrieben ist). Ich halte es gleichwohl für geeignet, das Grundmotiv für unser Denken und Handeln in jener Zeit der Anfänge, die mehr als dreißig Jahre zurückliegt, zu beschreiben. Schon damals waren wachsende Mobilität, Anonymität und Vereinzelung Kennzeichen eines den Einzelnen oft überfordernden Lebens. Als Folge stellten sich mannigfache psychische und soziale Probleme bei vielen, die den harten Lebensbedingungen nicht gewachsen oder in eine persönliche Krise geraten waren, ein. Zusätzliche Hilfsangebote - neben den überkommenen der Kirchen und Sozialverbände sowie neben einer längst noch nicht im ausreichenden Masse vorhandenen psychotherapeutischen Versorgung - war also

angezeigt. Die Gründung der TelefonSeelsorge in Hamm als eine Anlaufstelle für Hilfesuchende - an 365 Tagen im Jahr rund um die Uhr erreichbar - ist demnach weder als ein Zufallsprodukt noch als die Erfindung einiger Neuerer anzusehen; sie ergab sich vielmehr aus der unmittelbaren Einsicht in das Notwendige. Sie war einfach fällig.

Dass es trotzdem - im Zueinanderfinden der beiden Partner und im Schaffen der Voraussetzungen - ein längerer, bisweilen auch mühevoller Weg wurde, liegt in der Natur der Sache. Neuland zu betreten ist wohl immer eine spannende Angelegenheit, aber allemal auch mit einem Prozess des Suchens und Findens ebenso wie mit substantiellen Fragen nach dem Was und Wie verbunden und nicht zuletzt mit der Frage der Finanzierung. Wenngleich die Kirchen seinerzeit finanziell damals ungleich besser ausgestattet waren, als es heute der Fall ist, gab man sich doch in der Einrichtung neuer Arbeitsbereiche eher zurückhaltend. Hinzu kam die sogenannte Propriumsfrage, die Frage also nach dem, was der Kirche denn unabweisbar aufgetragen sei. Sie wurde an ein Vorhaben gestellt, unter dem sich längst nicht alle, die das Sagen hatten, etwas Gescheites vorzustellen vermochten. Allerdings war es dann doch verhältnismäßig leicht, das Grunddesign einer über das Medium Telefon zu tätigenen Beratungsarbeit so darzustellen, dass ihre unmittelbare Zuordnung zum Auftrag kirchlicher Diakonie erkennbar wurde. Damit war zwar die Akzeptanzfrage grundsätzlich beantwortet, doch der weitere Weg blieb noch

eine Weile offen. Niemand aus dem Kreis der Beteiligten wäre wohl bereit gewesen, zu Beginn der gemeinsamen Vorüberlegungen eine Wette auf das Erreichen des Zieles abzuschließen.

Ich hoffe, dass es mir in meiner Darstellung gelingt, einiges von den Anfangsschritten neu und verständlich ans Tageslicht zu bringen und das gemeinsame Bemühen bis hin zum Erfolg, der uns am Ende beschieden wurde und den Menschen im Raume Hamm eine Kontaktstelle bescherte, wie sie es bisher noch nicht gegeben hatte, einigermaßen konkret nachzuzeichnen. Es handelt sich freilich um Erinnerungen. So schreibe ich nicht nur mit dem Mut zur Lücke, sondern beschränke mich bewusst auf die Fokussierung auf die nach meinem Urteil wichtigsten Stationen. Ich versuche, den Entstehungsprozess der TS Hamm in seinen entscheidenden Etappen an drei Jahreszahlen festzumachen. Im Übrigen bitte ich von vornherein um Verständnis, sollten sich bei meiner Art der Darstellung zu starke persönliche Färbungen ergeben. Es liegt, wie ich meine, in der Natur der Sache, dass die eigene Sicht der Dinge nicht total unterdrückt werden kann. Das Geschriebene bleibt also offen für Ergänzungen wie auch für kritische Anmerkungen. Meine Absicht ist es also nicht, eine exakte historische Abhandlung vorzulegen, sondern eben nicht mehr als einen knappen Abriss des Werdeganges aus der Perspektive eines Beteiligten.

Ich war Initiator der TS Hamm auf der evangelischen Seite und wurde nach ihrer

Gründung der erste Vorsitzende des Kuratoriums. Im zweijährigen Wechsel mit katholischen Partnern behielt ich dieses Amt bis Ende November 1995, dem Datum meines Ausscheidens aus dem Kuratorium, inne. Durch die Mitgliedschaft im Freundes- und Förderkreis bin ich der TelefonSeelsorge Hamm verbunden geblieben. Ich bin gelernter Theologe und lebe, seit meinem Eintritt in den Ruhestand im Jahre 1995, vorwiegend in Florida. Hier betreue ich ehrenamtlich eine kleine deutschsprachige Gemeinde, nämlich die Martin-Luther-Gemeinde Orlando, eine Kirchengemeinde, die ihren Dienst in ökumenischer Offenheit versieht. Ökumenisches Lernen aber fand für mich nicht zuletzt in jenen Jahren statt, in denen ich in einem außerordentlich spannenden Arbeitsprozess für das Zustandekommen der TS-Hamm mitverantwortlich war. Die Lernerfolge entwickelten sich zu einer starken Basis meiner theologischen Existenz. In den Jahren, auf die wir zurückblicken, hatte ich eine Pfarrstelle im Kirchenkreis Hamm inne, die den Arbeitsbereichen "Gesellschaftliche Verantwortung, Erwachsenenbildung und Öffentlichkeitsarbeit" zugeordnet war. Schon im flüchtigen Bedenken dieser Stichworte dürfte es verständlich und nachvollziehbar sein, dass ich mich für das Zustandekommen der TS Hamm in besonderer Weise einsetzte. Ich sah den neu zu schaffenden Arbeitsbereich durchaus in einer engen Verbindung zu meinem Dienstauftrag. Und ich ging, wie andere sicherlich auch, hochmotiviert ans Werk.

1975: Erste Kontakte und Weichenstellungen Trotz der angesprochenen Vorbehalte, auf die wir hier und da stießen: Die Notwendigkeit, eine TS-Arbeit im Hammer Raum aufzubauen, lag zu Beginn der siebziger Jahre gleichsam in der Luft. Denn anders lässt es sich kaum erklären, dass entsprechende Überlegungen sich nahezu zeitgleich sowohl in der evangelischen wie in der katholischen Kirche einstellten. Auf der evangelischen Seite brachte ein Initiativantrag auf der Tagung der Kreissynode im Jahre 1974 den Stein ins Rollen. Der Vorstand des Kirchenkreises (Kreissynodalvorstand) wurde beauftragt, die Möglichkeiten zum Aufbau einer TelefonSeelsorge zu überprüfen. Nach einiger Zeit beauftragte man das Mitglied des Kreissynodalvorstandes (KSV) Oberstudiendirektor Heinrich Mohr und mich damit, Kontaktgespräche mit Vertretern der katholischen Kirche zu führen, allerdings mit einer doppelten Zielsetzung. So sollte einmal die Verbesserung der "Kooperation in Beratungsdiensten" besprochen und außerdem die Frage des Aufbaus einer Telefon-Seelsorgestelle sondiert werden.

Die erste Begegnung fand am 15. Mai 1975 im Altenzentrum Hamm-Süden statt. Für die katholische Kirche bzw. für den Caritasverband waren Dechant Hafer und Senatspräsident Alfred Schneider anwesend. Der der Gesprächsinitiative zugrundeliegende Beschluss des Kreissynodalvorstandes beinhaltete den Plan, eine evangelische Beratungsstelle mit dem Schwerpunkt der Schwangerschaftskonfliktberatung einzurichten

und dabei eine möglichst enge Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche anzustreben. Nachdem es bereits eine Beratungsarbeit der Stadt Hamm (mit dem Schwerpunkt Erziehung) und der Caritas (mit dem Schwerpunkt Ehe und Familie) gab, war es die Absicht der evangelischen Kirche, mit dem Aufbau einer "Modellberatung nach § 218" in einem arbeitsteiligen Konzept ihren Beitrag zu leisten. Hinzuzufügen ist, dass damals auch schon der Caritasverband die Zulassung zur vom Gesetz geforderten Beratung Schwangerer beantragt hatte. Ich erwähne diese Dinge, um deutlich zu machen, dass die Gründungsphase der TS von vornherein konzeptionell eng in den Zusammenhang der kirchlichen Beratungsdienste eingebunden war.

Erst im Schlussteil der Besprechung wandten wir uns der Frage des Aufbaus einer Telefonseelsorgestelle zu. Es scheint mir sinnvoll zu sein, den kurzen Passus, wie er in einer Gesprächsnotiz jener Begegnung festgehalten worden ist, zu zitieren: "Einigkeit besteht darin, dass nur eine gemeinsame interkonfessionelle Stelle geschaffen werden kann. Apsel schlägt vor, zur Schaffung eines qualifizierten Mitarbeiterstammes ein Seminar (beginnend im Herbst d.J.) in der Trägerschaft der Erwachsenenbildungswerke beider Kirchen durchzuführen. Dem Vorschlag wird zugestimmt. Herr Hafer will alsbald eine Kontaktperson benennen. Sodann soll ein Vorbereitungskreis gebildet werden, der das Seminarprogramm erarbeitet. Erst danach sollen in gemeinsamen Gesprächen die konkreten Einzelfragen zur

Einrichtung der Telefonseelsorge entschieden werden." Nachzutragen ist, dass, da die Modellberatungsstelle nach § 218 nicht zustande kam, die TS-Arbeit umso mehr als evangelischer Beitrag in einer arbeitsteiligen Konzeption der Beratungsarbeit in Hamm angesehen wurde.

Günter Apsel

25 Jahre TS-Hamm

Eine bleibende Herausforderung

Pater Wilhelm Jaßmeier MSC

Als sich in der zweiten Hälfte der 70-er Jahre einige katholische und evangelische Christen unserer Stadt zusammenfanden, um eine Telefonseelsorge in Hamm zu gründen, war dies eine Zeit, da der Fortschrittsoptimismus der 50-er Jahre mehr und mehr umschlug in eine Zukunftsangst. Ohnmachtsgefühle breiteten sich mehr und mehr unter den Menschen aus. Hinter der Ökokrise, der Friedensbedrohung und der wachsenden Wirtschaftskrise verbarg sich etwa wie eine Kulturkrise, die das Menschenbild überhaupt in Frage stellte. An dieser Stelle sahen wir die Herausforderung, auf der Basis der christlichen Botschaft den betroffenen Menschen zu helfen, ihre seelische Mitte wieder zu finden.

In vielen vorbereitenden Gesprächen haben wir darum gerungen, gemeinsam eine Möglichkeit zu finden, ehrlich und überzeugend Menschen zu begleiten, die Balance zwischen den Polen von innen und außen im menschlichen Leben wieder herzustellen. Bei allen Beteiligten war eine große Bereitschaft, den Menschen zu helfen, die Grenzen menschlicher Erfahrungen und des konkreten Lebens auszuloten, d.h. auch: Das Gleichgewicht zwischen dem eigenen Inneren und den äußeren Einflüssen in Einklang zu bringen.

Mir geht es hier nicht um Fragen der Struktur der TS Hamm, die uns auch in manchen der vorbereitenden Sitzungen bewegt haben. Es ist ein wirklicher Glücksfall ökumenischer Zusammenarbeit, dass es uns gelungen ist, eine hilfreiche Antwort zu finden auf die Fragen und Probleme der Zeit. Es war auch ein Glücksfall, dass wir in dem Leiter der TS Hagen, Herrn Pfarrer Bruno Schnaas, immer einen sachkundigen Berater zur Seite hatten. Es war der ausdrückliche Wille und Wunsch aller Beteiligten, dass in der TS Hamm Menschen Rat und Hilfe finden sollten durch überzeugte Christen. Sie sollten diese Menschen aus der Botschaft des Evangeliums begleiten, ohne vorschnell und ungefragt ihre christliche Motivation auszusprechen.

Es war auch ein Glücksfall, dass wir in dem ersten Leiter, Heinz Briefs, einen ausgewiesenen Pastoralpsychologen gefunden haben, dem genau diese Ausrichtung entscheidend wichtig war. Er hat es auch verstanden, gleich zu Anfang eine große Anzahl ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu motivieren, sich in unserer TS Hamm zu engagieren. Es ist ihm gelungen, die Ehrenamtlichen vorzubereiten und in Ihrer schweren Aufgabe zu begleiten. Sie wurden und werden befähigt, die anrufenden Menschen zu begleiten, die Bruchstückhaftigkeit des menschlichen Lebens auszuhalten und anzunehmen. Dies eben ist nur möglich, wenn es nicht selber das Ganze ist, sondern ein Teil, in dem die Hoffnung auf das Ganze aufscheint. Die Polarität zwischen „innen“ und „außen“ spielt

dabei immer eine wichtige Rolle. Keiner der beiden Pole darf dabei vergessen werden.

Menschen, die sich in Ihrer Not an die Telefonseelsorge wenden, sollen befähigt werden, wieder Selbstvertrauen zu gewinnen, ohne das Vertrauen auf die Nähe Gottes zu verlieren. Damit wird die TS zu einem Schutzraum für jene, die nach eigenem Empfinden ihre Geborgenheit verloren haben.

Ich bin dankbar dafür, dass wir seit 25 Jahren in Hamm die Telefonseelsorge haben, dass dort sich Frauen und Männer ehrenamtlich engagieren, enttäuschten und verletzten Menschen sagen: „Du gehörst dazu!“ Dass Frauen und Männer sich engagieren, verzweifelten Menschen Zeit und Anerkennung zu schenken und sie so begleiten, neue Heimat und Geborgenheit zu finden. Ich bin dankbar, dass die hauptamtlichen Mitarbeiter unserer Telefonseelsorge die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter begleiten, stärken und befähigen, ihren außerordentlich

anspruchsvollen diakonischen Dienst am Menschen zu erfüllen.

Ich hoffe und wünsche, dass sie sich auch in Zukunft die Telefonseelsorge als persönliche Herausforderung verstehen, und sich im Geist Jesu für das einsetzen, was die Menschen bewegt. Gotte segne für diesen Dienst!

Pater Wilhelm Jassmeier MSC



Alltag in der Telefonseelsorge

Die folgenden Texte sind nur zum Teil mit Namen gekennzeichnet. In der Beratung am Telefon sind die Anrufenden und auch die Beraterinnen und Berater anonym. Die Autorinnen und Autoren sind den Herausgebern bekannt. Frau Schimmel und Herr Niederschmid sind die hauptamtlichen Fachkräfte der TS Hamm. Sie vertreten die TS auch neben dem Kuratorium in der Öffentlichkeit. Wir bitten um Ihr Verständnis.



Region der Telefonseelsorge Hamm

<p>Telefonseelsorge Hamm 0800-1110111/0800-1110222</p>	<p>Notrufleitungen</p>
<p>Träger</p>	<p>Der Gemeindeverband Katholischer Kirchengemeinden Hellweg und der Evangelische Kirchenkreis Hamm sind Träger der Telefonseelsorge Hamm.</p>
<p>Kuratorium</p>	<p>Die Verantwortung für die Arbeit der Telefonseelsorge ist von den beiden Vertragspartnern an ein Kuratorium, bestehend aus 5 evangelischen und 5 katholischen Personen übertragen worden.</p>
<p>Die Hauptamtlichen</p> <ul style="list-style-type: none"> - Leitung - Verwaltung - Sauberkeit 	<p>Mit 92 hauptamtlichen Arbeitsstunden wird die Telefonseelsorgestelle organisiert, entwickelt und weiterentwickelt. Herr Niederschmid (Leiter) und Frau Schimmel (stellvertretende Leiterin) sind für alle Leitungsbelange der Stelle zuständig. Frau Reppenhorst organisiert und händelt den Verwaltungsbereich und unterstützt die Leitung. Frau Teimann sorgt im Haus für Sauberkeit und den Einkauf.</p>
<p>Die Gruppenleiter/innen</p>	<p>9 nebenamtlichen Gruppenleiter/innen sind, mit der Leitung, zuständig für die Qualifizierung und Ausbildung der ehrenamtlichen MitarbeiterInnen. Sie beraten und unterstützen die Leitung.</p>
<p>Die Mitarbeiter/innen</p>	<p>Ca. 100 MitarbeiterInnen ermöglichen mit ihrem ehrenamtlichen Engagement die Erreichbarkeit der Telefonseelsorge rund um die Uhr. Davon befinden sich 13 Mitarbeiter/innen im 1.- und 15 Mitarbeiter/innen im 2. Ausbildungsjahr.</p>
<p>Der Förderverein</p>	<p>Die 40 Personen des Freundes- und Förderkreises der Telefonseelsorge unterstützen die Arbeit der Telefonseelsorge finanziell und machen Arbeit der TS Hamm einer größeren Öffentlichkeit zugänglich.</p>
<p>Zuständigkeitsbereich</p>	<p>Für ca. 560 000 Bürger/innen aus den Kreisen: Warendorf, alter Kreis Beckum, alter Kreis Soest und der Stadt Hamm ist die Telefonseelsorge Hamm zuständig. Dazu kommen pro Tag 4 Stunden Handyzeit, d.h. bundesweite Erreichbarkeit.</p>

Theo Niederschmid / Petra Schimmel Kriegsangst am Telefon

Am 11. September 2001 und an den Tagen danach hatten wir in der Telefonseelsorge ca. 70 Anrufe, die den Anschlag in New York sowie Angst vor einem Krieg zum Inhalt hatten. Vertreten waren vor allem ältere Menschen, die schon einen Krieg erlebt hatten und Kinder und Jugendliche. Im folgenden einige Stichworte zu den Inhalten dieser Anrufe:

Einige beschrieben sich als fix und fertig.

Einer hatte Verwandte in New York. Er fragte, ob Drogen ihm bei seiner Angst helfen würden.

Ein Mitglied einer Sekte machte Satan und Teufel für den Anschlag verantwortlich.

Angst vor dem 3. Weltkrieg.

Eine Frau mit gerade geborenem Sohn hatte Angst um Zukunft des Sohnes.

Anrufende hatten Existenzängste.

Eine Anruferin hatte Angst um ihren Sohn, der bei einer deutschen Firma in New York arbeitet.

Schüler riefen aus der Pause an.

In Panik wollten Eltern ihre Kinder aus der Schule holen.

Einige Kinder hatten Angst

Ein Mann hatte die Terroranschläge im Traum vorhergesehen

Umgang mit Angst

Stichworte aus Horst-Eberhard Richters gleichnamigem Buch (Hoffman und Campe, 1992)

Das Thema Kriegsangst war neu für die Telefonseelsorge. So deutlich ausgedrückt wie nach dem 11. September wurde die Angst nicht zu Zeiten des Jugoslawien Krieges, oder auch während des Golf Krieges.

Es war wichtig, die Beraterinnen und Berater am Telefon auf diese Gespräche vorzubereiten.

Auf der Suche nach Literatur stießen wir auf das Buch "Umgang mit Angst" von H. E. Richter. Die nachfolgenden Ergebnisse aus diesem Buch, das er während und nach dem Golfkrieg erarbeitet hat, lassen sich in unserer gegenwärtigen Situation wiederfinden.

Ergebnisse der Untersuchungen H. E. Richters:

In vielen westlichen Ländern spielen die Menschen das O.K.-Spiel. Sie tun so, als ob alles gut, nicht belastend oder beängstigend sei. Sie kultivieren diese Haltung wie eine Lebenskunst, obwohl sie selbstmörderische Anteile hat.

Eine Spaltung geschieht, indem die Mächtigen ihre Existenzangst und Verzweiflung gegen die Ohnmächtigen und Unterlegenen abstützen.

Kriegsangst bei Kindern

Am besten kann man Halt geben, wenn man sich ihren Fragen offen stellt. Für Kinder gehört der Tod zum Leben, sie glauben Verstorbene wiederzutreffen. Maschinelles Töten von Menschen wie im Golf Krieg ist ein Schock für sie.

Beratung: *Hilfe besteht darin, dass man sich ihren Fragen stellt und nicht ausweicht, sowie ihnen Möglichkeiten bietet, das auszudrücken, was in ihnen ist.*

Kriegsangst in einer 5. Klasse

Mädchen dieser Altersgruppe lassen ihre Gefühle eher zu: es handelt sich um eine mitleidende Angst mit den Menschen, den Kindern und auch den Tieren in dem Kriegsgebiet. Differenzierbare Angstinhalte vereinigen sich zu einer übermächtigen Gefahr des Todes durch Gewalt.

Es kann eine Horrorvision entstehen, der das Ich kaum standhalten kann. Das Mitfühlen übersteigt oft ihre Kräfte.

Durch den Golf Krieg ist die Fähigkeit zur Verdrängung gesteigert worden: z.B. gab es eine gelassenere Reaktion auf den Jugoslawien Krieg; unter der scheinbar ruhigen Oberfläche brodelt es weiter.

Beratung oder Gespräch: *Sie brauchen erwachsene Bezugspersonen, die sich einführend, verständnisvoll und stützend auf sie einlassen können.*

Kriegsangst Jugendlicher

Der Golf-Krieg wurde von Jugendlichen als eine schwere persönliche psychische Verletzung erlebt.

Sie konnten diese unmenschliche Zumutung nicht hinnehmen. Die Jugend heute ist in einem schonenden Klima aufgewachsen. Die Verselbstständigung dieser Generation hatte man überschätzt: z. B. Sexualität, eigener Sprachstil und Lebensstil.

Im Erschrecken kamen sie den Jüngeren sehr nahe. In ihrem Leben hatte es viele positive Entwicklungen gegeben: Ende des Kalten Krieges, Entwicklung von neuen Konfliktregelungsmechanismen, Angliederung der DDR. Die Welt dieser Jugendlichen war auch eine Sanatoriumswelt.

Der Golf-Krieg und jetzt diese Anschläge bedeuteten eine gänzliche Desillusionierung.

Beim Golf Krieg gab es 3 Gruppen unter Jugendlichen:

Pazifisten: Verurteilung von Sadam Hussein, sie verlangten eine sofortige Aufgabe Kuwaits.

Fraktion: gegen Amerika

Gefolgsleute: der deutschen Politik

Aber es gab kaum Neigung zu undifferenzierter parteiischer Wut.

Auch diese Gruppierungen lassen sich zur Zeit wiederfinden.

Ein starker Wertekonflikt lastet als großer Druck auf den Jugendlichen. Er erklärt sich aus der Umwertung der Werte: "Du sollst nicht töten" in "du sollst töten".

Der Aggressionstrieb wird normalerweise u.a. durch das Vertrauen in eine Ordnung kontrolliert.

Durch die Aufforderung zu massiver Gewalt wird die eigene Aggressionsabwehr irritiert.

Probleme in Freundschaften: weibliche Depressivität (Mitleiden) und männliche Verdrängungsbemühungen prallen oft aufeinander.

Beratung: Auch hier geht es darum, Angst ernst zu nehmen, jugendliche Reaktionsformen wie Kriegsdienstverweigerung als Ausdruck ernsthafter Bemühungen Jugendlicher zu sehen, der Gewalt etwas entgegen zu setzen, Sensibilität und Angst als Kompetenz zu stützen, undifferenzierter Angst Namen zu geben.

Angst ernst nehmen und sich darauf einzulassen bedeutet auch Zugang zu der eigenen Angst zu haben, ansonsten wird man am Telefon verharmlosen und abwiegeln, das spürt jede/r.

Weltangst

Die Gefahr, dass Menschen diese Erde vernichten können, war 1991 realistisch und ist noch realistischer geworden. Wer dieser Gefahr ins Auge blicken kann, muss sich ängstigen lassen können. Angst haben zu können ist auch eine Kompetenz.

Exkurs über Kriegsangst Untersuchung aus Gießen:

Die Gesellschaft lässt sich aufteilen in

Besorgte: vor allem Frauen und

Unbesorgte: vor allem Männer

Der Begriff der Ellbogengesellschaft geht von einer Einheitsorientierung aus. Die Typen Besorgte und Unbesorgte stehen sich nicht gleichwertig gegenüber: die psychische Verdrängung hat auch

eine soziale Seite: nämlich die Abdrängung der Besorgten nach unten oder an den Rand.

Bei den Besorgten gibt es eine Identifizierung mit den Opfern, bei den Unbesorgten eine Identifizierung mit dem Aggressor.

Der Stärkekult spiegelt noch immer die Leitgedanken unserer Zeit wieder: die Leitvorstellungen der technischen Revolution.

Ängste lassen sich differenzieren:

- Angst vor der konkreten Bedrohung
- Angst vor Verlust der Geborgenheit von einer heilenden versorgenden Natur
- Gewissensangst, die Katastrophe aus Egoismus selbst zu produzieren.

Vergleichen lässt sich die heutige Angst mit der Angst vor Sinn- und Heillosigkeit am Ausgang des Mittelalters beim Verlust der mittelalterlichen Glaubenswelt.

Zusammenfassung:

Horst Eberhard Richter kommt zu dem Schluss:

Die Pessimisten und Ängstlichen sind die Zukunft der Gesellschaft, aber nur wenn sie sich nicht zurückdrängen lassen und sich auseinandersetzen: Sensibilität geht daran zugrunde, dass sie sich nach innen zurückzieht bzw. in freundliche Kreise, anstatt sich mit den Beschwichtigern, Verharmlosern, Verleugnern auseinander zusetzen. Ein kreatives Schuldbewusstsein beinhaltet Leiden und Mitleiden und das schmerzliche Erleben, auch an destruktiven Prozessen in unserer Gesellschaft beteiligt zu sein.

THEO NIEDERSCHMID/ PETRA SCHIMMEL

BERATUNG IN DER BEZIEHUNG

Beratung, wie wir sie in der Telefonseelsorge verstehen, kann nur in der Beziehung geschehen. Dies bedeutet auch sehr komplexe Zusammenhänge zwischenmenschlicher Kommunikation in den Blick zu nehmen. Beim Schreiben über Beratung gibt es eine Schwierigkeit: Worte und Formulierungen, die in der Beratungssituation passen oder angemessen sind, wirken oft, wenn sie aus der Beziehung und aus dem Zusammenhang gelöst sind, nur schwer verständlich bzw. belanglos. Der Satz „Ich kann mir vorstellen, wie Sie sich in der Situation gefühlt haben“. kann im Rahmen einer Beratungssequenz eine wichtige und zentrale Bedeutung gehabt haben, herausgelöst aus der Szene erscheint er vielleicht simpel und methodisch.

Dagegen können grundsätzliche Fragen, spezielle Elemente, Schlaglichter und Aspekte, die zur Beziehungs- und Beratungsgestaltung gehören, sowie Szenen aus Beratungsgesprächen beschrieben werden.

Dem Beratungsgeschehen wollen wir uns von außen nach innen nähern, von den äußeren sprachlichen Bedingungen bis hin zur Dynamik in der Beziehung.

Wir möchten dem allgemeinen Sprachgebrauch des Wortes „Beziehung“ nachgehen. Verzerrungen, die durch das Hören und Sprechen von Botschaften entstehen, werden beschrieben. Phantasien über andere und von Phantasien über

das eigene Bild bei anderen Menschen beeinflussen uns ebenso wie Projektionen eigener Ängste oder Befürchtungen, die oft die Beratungs- und Beziehungssituation prägen.

Beratung unterliegt ebenso wie andere Begriffe dem Zeitgeist und dem Bedeutungswandel und den damit assoziierten Bildern. Die Beschreibung der besonderen Situation „Beratung“ und 2 Fallbeispiele schließen diesen Bericht ab.

Beziehung in der Umgangssprache

Der Begriff Beziehung ist schillernd und vieldeutig. Im Sprachgebrauch wird Beziehung zurzeit ähnlich inflationär gebraucht wie Beratung.

Im gegenwärtigen Sprachgebrauch taucht der Begriff Beziehung in unterschiedlichen Zusammenhängen auf.

Man sagt heute:

- Dazu bekomme ich keine Beziehung, z. B. bei Bildern oder Filmen.

oder

- Der Mensch ist absolut beziehungslos.

oder

- Jemand stellt seine Freundin oder seinen Freund vor mit den Worten: Darf ich Ihnen meine Beziehung vorstellen?

oder

- Das ist meine Beziehung, oder ich lebe in einer Beziehung.

In allen Äußerungen gibt es eine Sachaussage und eine Aussage über die emotionale Qualität oder Bedeutung.

Der Satz: ***Darf ich Ihnen meine Beziehung vorstellen?*** scheint neutral, sachlich zu sein, gleichzeitig spricht viel Distanziertheit oder „Ängstlichkeit“ aus ihm. Wenn der Satz auf Sie als Leser/in ganz normal wirkt, kann es auch sein, dass dieser Satz schon zu Ihrem eigenen Wortschatz gehört und nichts Auffälliges beinhaltet.

Vielleicht kommt man zu der emotionalen Bedeutung, wenn man sich vorstellt, man selbst würde von seinem Partner so vorgestellt.

Das Wort Beziehung an sich ist wertneutral. Es sagt noch nichts über die Qualität der Beziehung. Beziehung heißt nicht sogenannte „gute“ Beziehung. Auch Angst zu haben vor einem anderen Menschen ist eine Form der Beziehung.

Der Begriff Beziehung beinhaltet, welche Gefühle und Einstellungen ein Mensch zu einem anderen bekommt oder hat.

Senden und Empfangen von Sprachnachrichten

Wenn man sich die Schwierigkeiten und Irritationsmöglichkeiten von Kommunikation ansieht, dann merkt man, dass es schwer ist, Beziehung sprachlich zu gestalten. Das lässt sich an einem Beispiel aus der Kommunikationsliteratur, das einigen Paaren vielleicht nicht unbekannt ist, gut verdeutlichen: (Friedemann Schulz von Thun)

Die Frau fährt das Auto, der Mann ist Beifahrer. Er sagt, als sie auf eine Ampel zufahren: „Die Ampel ist grün.“

Hier gibt es 4 Möglichkeiten, diese Aussage zu verstehen: Sachebene; Appellebene, Beziehungsebene oder Selbstoffenbarungsebene.

Sachebene

- „Es ist schon schön, dass es Ampeln und grüne Welle gibt“, oder „Grün ist eine schöne Farbe“.

Appellebene

- „Gib Gas!“

Beziehungsebene

- „Du fährst nicht so gut Auto wie ich“ bzw. „Du bringst es nicht!“

Ärger wird deutlich. Die Frau fühlt sich als Autofahrerin nicht ernst genommen oder sie findet in der Aussage wieder, was ihr Mann oft verdeutlicht, dass er ihre Fähigkeit, ein Auto zu fahren, oft anzweifelt.

Selbstoffenbarungsebene

- „Ich kann es kaum aushalten, nicht selbst zu fahren.“

Eingespielte Gesprächspartner kennen die nicht ausgesprochenen Töne und Inhalte. Oft entsteht an diesen Stellen Ärger oder ein Konflikt.

Wir können also immer mit 4 Zungen sprechen (senden) bzw. 4 Ohren hören (empfangen). Sprecher und Hörer können sich aber auf unterschiedlichen Ebenen befinden.

Wie wir hören, ist meist biographisch bedingt. Bei den meisten sind das Beziehungs- und das Appellohr hervorragend ausgebildet. In unserer Ausbildung zur Arbeit am Telefon geht es nun darum, einerseits diese biographische Veranlagung kennen zu lernen und zu verstehen, welche eigene Beziehungsgeschichte dahinter steht. Andererseits geht es darum, auf der Selbstoffenbarungsebene hören zu lernen.

Phantasien als Grundlage des Handelns

Eine weitere Schwierigkeit sich zu verständigen oder in Beziehung zu sein, sind Phantasien, die wir darüber haben, wie jemand anderes über uns denkt. Diese Phantasien werden meist nonverbal ausgelöst und sind, wenn sie nicht überprüft werden, Grundlage unseres Handelns.

Der Kommunikationstheoretiker Watzlawick beschreibt ein wunderbares Beispiel in dem Buch „Anleitung zum Unglücklichsein“:

Ein Mann - nennen wir ihn Herr Schmidt - wohnt in einem Mehrparteienhaus. Er möchte in seiner Wohnung einen Nagel in die Wand schlagen. Leider besitzt er keinen Hammer. Er geht die Nachbarn durch und überlegt, wer ihm einen Hammer leihen kann und wer ihm diesen auch geben würde. Er kommt in Gedanken zu seinem direkten Nachbarn - nennen wir ihn Herr Frank. Herr Schmidt fällt auf, dass Herr Frank ihn lange Zeit nicht mehr begrüßt hat. In seiner Wahrnehmung wird daraus, dass er wegguckt, wenn er an ihm vorbeigeht oder sogar böse dreinblickt. In seiner Wahrnehmung verschärfen sich seine Phantasien: seine Bilder darüber, dass

der Nachbar ihn ablehnt, nehmen zu und es gibt immer mehr Belege dafür.

Zum Schluss rafft er sich auf, geht hinüber und klingelt: als der Nachbar öffnet, brüllt er ihn an: "Ihren blöden Hammer können Sie auch behalten".

In dieser Geschichte ist sprachlich und auf der Verhaltensebene nichts Signifikantes zwischen beiden Partnern passiert, was diese Form der Kommunikationsaufnahme gerechtfertigt hätte. Die Phantasien von Herrn Schmidt, dass er abgelehnt wird von Herrn Frank, sind aber dennoch vorhanden. Die Phantasien werden nicht überprüft, es spielt sich alles nur in der Wahrnehmungsphantasie von Herrn Schmidt ab.

Es kann sein, dass Herr Frank sich gar keine Gedanken über Herrn Schmidt macht, einfach seine Ruhe haben möchte, persönliche Kontakte nicht wünscht oder dass er unsicher ist oder in dem Haus schlechte Erfahrungen mit Kontakten gemacht hat oder einfach keinen Kontakt mit Herrn Schmidt möchte. Deshalb verhält er sich so. Vermutlich hat das Verhalten von Herrn Frank nichts mit Herrn Schmidt zu tun. Dennoch ist in der Phantasie von Herrn Schmidt eine Beziehung vorhanden, nämlich dass er etwas von Herrn Frank will, was dieser - in der Phantasie von Herrn Schmidt - ihm verweigert, weil er ihn nicht mag. Diese Phantasie wird zur Grundlage des Handelns von Herrn Schmidt. Er geht zum Gegenangriff über, brüllt ihn an und will seinen Hammer nicht haben.

Im Alltag würde man relativ schnell sagen, Herr Schmidt „spinnt“, und die Kontakte zu ihm nicht aufnehmen oder man würde ihn schnell abtun und als Kuriosum in seinen Anekdotenschatz aufnehmen.

Wahrnehmung und daraus gefilterte Bilder vom jeweils anderen bzw. von dem Bild, von dem wir glauben, dass es der andere von einem selbst hat, bilden aber oft die Grundlage unseres Handelns. Die Bilder, wie man selbst gesehen wird, sind biographisch angereichert. Wenn man sich selbst fragt, was das Gegenüber von einem denkt, entstehen Bilder, wenn man diese Bilder benennt, werden sie meist nicht von dem Gegenüber bestätigt. Unsere Vorstellungen von den Bildern, von denen wir denken, dass wir sie bei anderen hervorrufen, sind meist negativer als sie in Wirklichkeit sind. Bei Überprüfungen in der Gruppe kann man das oft feststellen.

Kommunikation eigener unbewusster Themen

Man kann sagen, dass jeder Mensch unbewusst Träger eines oder mehrerer Themen ist, auch wenn er selbst nichts davon weiß. Ich will damit nicht sagen, dass man sich unbedingt mit diesem Thema beschäftigen muss. (solange es einen nicht stört.) Wenn man aber beraten will, ist es unerlässlich es zu bearbeiten, denn es wird auch in Beziehungen zu anderen Menschen eine Rolle spielen, vor allem, wenn man es nicht will.

Einige Beispiele dazu:

Ein eher depressiv orientierter Mensch wird oft auf Ablehnung oder Desinteresse stoßen, weil seine Gegenüber neben vielen anderen Gründen evtl. Angst vor ihrer eigenen Depressivität haben. Sie wollen nicht selbst in das schwarze Loch gezogen werden. Äußerlich reagieren sie eher distanziert.

Bei einem Todesfall in der Nachbarschaft passiert es oft, dass Menschen bei der Trauerfeierlichkeit sehr berührt sind und viel Anteilnahme mit den Angehörigen zeigen. Diese verschwindet nach einiger Zeit wieder und damit verschwinden oft auch die Kontakte: manchmal für die Angehörigen unverständlich. Dies kann unterschiedliche Gründe haben:

- Zum einen kann man denken, dass die Trauer doch jetzt allmählich mal beendet sein könnte.
- Man kann die Witwe, die viele Kontakte verloren zu haben scheint, nicht aushalten, weil man an seine eigene Angst vor Einsamkeit kommt oder weil man sich zu sehr in die Verantwortung genommen fühlt.
- Die Witwe - vor allem eine jüngere - ist eine Konkurrenz für andere Frauen.
- Man findet seinen eigenen Wunsch leben zu wollen unangemessen angesichts des Todes und der damit verbundenen Probleme.

Ein sozial auffälliger Mensch, schlecht angezogen, riecht unangenehm, ist vielleicht sogar Trinker, wird gemieden, weil es neben der normalen Kommunikationsproblematik vielleicht auch Angst vor seinem transportierten Thema gibt: nämlich

sich gehen lassen, Disziplinlosigkeit, berufliches Versagen und Sucht.

Stellen Sie sich vor, als Clochard unter den Brücken von Paris zu leben, können Sie vielleicht selbst etwas von der Angst davor erleben. Die Romantik erleichtert vielleicht den Rollentausch in der Phantasie.

Ein behinderter Mensch löst unterschiedliche Reaktionen aus: Einige gehen total in die Helferrolle, andere drehen sich weg und möchten nicht gesehen und angesprochen werden. Beides sind vielleicht – wertneutral gesehen - Reaktionen, um die eigene Unsicherheit zu überdecken. Auf jeden Fall verunsichert die Anwesenheit eines behinderten Menschen sofort. Wobei dieser vielleicht nur normal behandelt werden möchte und oft die Unsicherheit, die er auslöst, kennt und sie ihn schmerzt.

Ein homosexueller Mensch, egal ob Mann oder Frau, löst meist sexuelle Verunsicherung unter heterosexuellen Menschen aus. Diese Verunsicherung ist gegenseitig. In den meisten Situationen ist gegenseitige sexuelle Verunsicherung kein Thema. Normalerweise wird es vermieden, darüber zu sprechen. Witze sind oft ein Anzeichen für die Verunsicherung in der Szene.

Szene aus einer Gruppe:

Fast alle Frauen in dieser Gruppe sind lesbisch, nur die Leiterin ist heterosexuell. Eine Teilnehmerin sagt, als sie noch eine Zeit auf die restlichen Gruppenmitglieder warten müssen:

„Jetzt können wir der Leiterin endlich mal berichten, was richtige Sexualität ist“. Der Übergriff mag für die einen eher ärgerlich oder für andere eher lustig sein, es gibt ihn umgekehrt - von Heteros auf Homosexuelle - genauso. Deutlich wird, darauf kommt es mir an, dass es um "richtige" und "falsche" Sexualität gehen soll. Dies ist eine Frage, die nur durch das Zusammensein unterschiedlicher sexueller Orientierungen aufkommt. Das kann ganz spannend sein oder auch beängstigend. Nur unter "Heteros" wäre sie nicht gestellt worden, ebenso wenig unter nur "Homosexuellen".

Wir haben hier ein paar alltägliche Szenen zusammengetragen, um zu verdeutlichen, wie komplex Kommunikation ist, wie jeweils 2 oder mehr Partner sich darin verwickeln, wie entweder mitgebrachte eigene und auch unbewusste Themen oder Themen, die durch die Szene entstehen, den Kontakt prägen und wie sie sich gegenseitig beeinflussen.

Wenn man dies alles bedenkt, könnte man sich fragen, wie wir es überhaupt noch schaffen, uns zu verständigen.

Sprachliche Veränderungen des Beratungsbegriffs und ihre Auswirkungen

Und dennoch: Trotz aller oben beschriebenen kommunikativen Schwierigkeiten bleibt "Sprache das Hauptinstrument zwischenmenschlicher Verständigung" (Leuschner. S.8). Beratung ist ohne Sprache nicht denkbar.

Beratung hat unterschiedliche Phasen mit unterschiedlichen Schwerpunkten durchlaufen. Gegenwärtig tauchen an verschiedenen Stellen in der Beratungslandschaft - auch in der Telefonseelsorge - neue Begrifflichkeiten auf: Ratsuchende, wie z.B. Anrufende, sind nicht mehr Klienten, sondern Kunden. Beratung wird weniger verstanden als Anfrage an Experten, sondern als Service, der sich auch fachlich versteht.

Die Asymmetrie in der Beratung zwischen Ratsuchendem und Berater wird infrage gestellt. Die Sprache verändert die Beziehungsstruktur: Expertenmacht wird begrenzt und die Position des Ratsuchenden gestärkt. Die Begrenzung und Reduzierung von Expertenmacht, die oft herablassend wirkt, ist begrüßenswert.

Die Begriffe "Kunde" und "Service" stammen aus anderen Zusammenhängen. Konnotationen der Begriffe und ihrer Zusammenhänge werden in die Beratungslandschaft eingeführt. Kunde, Gast und Service sind Begriffe, die die Rollenbeziehungen im Handel, im Handwerk und im Gaststättengewerbe strukturieren. Versteht man Beratung als Service wird gleichzeitig dieses Hintergrundverständnis aktiviert, z.B. das Bild einer Autowerkstatt, die möglichst kundenorientiert und schnell die Reparatur eines Wagens veranlasst oder der Service bei MacDonald`s.

Die Kundenorientierung lädt ein zu einem Verständnis von Beziehungen. Dies mag in vielen Banken, Versicherungen, im Baugewerbe oder bei Finanzierungsproblemen angemessen sein. Dennoch bleibt ein Stück alter Abhängigkeit von der Meinung eines Experten. Daran ändert sich

auch wenig, wenn die Beratung in diesen Feldern justiziabel wird.

In der Krisen- und Lebensberatung suggerieren die Begriffe Kunde und Service nicht nur Symmetrie der Beziehung, sondern führen auch zum unerwünschten Machtkampf zwischen Ratsuchendem und Berater, wenn der Berater nicht auf die Wünsche des Ratsuchenden eingeht. Diese Problematik lässt sich an Sätzen ablesen wie: „Sie sind dafür da, meine Wünsche zu erfüllen“. oder „Wofür sitzen Sie eigentlich da, wenn Sie nicht auf meine berechtigten Wünsche eingehen?“

Die Sprachregelung bedeutet implizit eine Verlagerung der Macht weg von den Experten hin zu den Ratsuchenden. Der Berater ist in der Folge ständig in der Schwierigkeit, seine Verhaltensweisen zu erklären und zu begründen. Wer jemals Beratung zu beschreiben oder zu erklären versucht hat, ahnt etwas von den Schwierigkeiten, die dabei entstehen. Vereinfachungen und Reduktionen sind möglich, aber erklären kaum etwas.

- In unserem Verständnis von Beratung kann es in Anpassung an den Zeitgeist nicht darum gehen, dass ein Problem möglichst schnell verschwindet, um dann genauso schnell an einer anderen Ecke in einem neuen Gewand zu erscheinen.
- Dem Sprachgebrauch der Kundenorientierung liegt ein Verständnis von Konfliktfreiheit zugrunde. Konfliktfreiheit zwischen Menschen wird es nur selten geben, nur dann, wenn es "Bedürfnis- und Interessengleichheit"

(Leuschner. S.12) gibt. Die Individualität der Menschen wird hoffentlich die Unterschiedlichkeit von Bedürfnissen und Interessen weiterhin fördern.

- Service und Kunde kennen keinen Wertekonflikt. Die Reparatur eines Wagens ist wertfrei, der Handwerker kann berechtigt auf die Wünsche des Kunden eingehen. Die gesellschaftliche Entwicklung zeigt an, dass auch die Wertfrage privatisiert wird.

Unser Beratungsverständnis sieht in der Beratung zwei Funktionen, die Leuschner (S.13) für die Supervision beansprucht: "Bildung und Problemlösung". Problemlösung ist verständlich. Bildung bezeichnet den "Entwicklungsprozess eines Individuums zu mehr reflektierter Selbstständigkeit" (Leuschner. S.13). Es geht um den Menschen, der "in Verantwortung für sich selbst, für andere und für die Gesellschaft sein Leben gestaltet" (Leuschner, S.13). Die Telefonseelsorge macht dieses Angebot der Bildung und Problemlösung ihren Mitarbeiterinnen/ern und diese den Anrufenden. (vgl. G. Leuschner, Akquisition und Kontrakt im Gegenwind des Zeitgeistes, in: Forum SV, Heft 14, Jg.7, S. 5 –23.)

Beratung als Beziehungsangebot

In der Telefonseelsorge verstehen wir Beratung als Beziehungsangebot. Dieses Angebot setzt vornehmlich auf das Verstehen des Gegenübers, der Anrufenden. Verstehen setzt Gefühle frei, ermöglicht den Anrufenden, Szenen und

Problemen aus ihrem Alltag eigene Bedeutungen zu verleihen, diese Bedeutungen in eigener Sprache und Bildern auszudrücken. Innere Landschaften mit all ihren Widersprüchlichkeiten und Lebenskonflikten können beschrieben werden. Dies mag ein erster Schritt für die Anrufenden sein, zu sich ein bisschen in Distanz zu gehen, eigene Handlungen zu reflektieren und neu zu überdenken.

Zur Beratung gehört die Rolle. Die Rolle sichert methodisch das Angebot ab. Das Rollenangebot der Beratung lautet: Es geht vorrangig um die Person des Ratsuchenden, seine Persönlichkeit, seine Probleme stehen im Mittelpunkt. Um sie orientiert sich das Bemühen der Berater, zu verstehen und mit dem Anrufenden Probleme zu definieren und Lösungen zu suchen. Es entsteht ein zweckfreier Raum. Zweckfreiheit bedeutet hier im Interesse des Anrufenden da zu sein und zu suchen.

Diese Art der Beziehungsgestaltung ermöglicht und verhindert gleichzeitig. Denn Nähe, Bedürftigkeit, Kampf und Solidarität werden oft von Anrufenden als "nur methodisch" und nicht echt empfunden. Anrufende aber auch Berater/innen denken dann oft, dass dieses Verhalten Beziehung eher verhindert.

Gleichzeitig macht dieses Verhalten aber auch deutlich, dass der Berater nicht "mit agiert" im Sinne von: Ich erfülle alle deine Sehnsüchte und Wünsche. Ich bin der/die Retter/in. Dieser Anspruch, alle Sehnsüchte und Wünsche zu erfüllen und auf einen Menschen zu projizieren,

ist nicht erfüllbar und übersteigt die Kräfte eines Menschen, aber er ist eine heftige Verführung.

Das heißt auch, dass hier schon ein Teil des Problems eines Anrufenden benannt sein kann. Denn eine solche Fixierung und Idealisierung eines fremden Menschen (hier des Beraters), der alle Bedürfnisse erfüllen können soll, setzt auch eine Schädigung in der Biographie dieses Menschen voraus. Idealisierung und Schädigung bedingen sich.

Indem sich der Berater nicht verführen lässt, die Rolle des Retters zu übernehmen, und statt dessen über die daraus entstehenden Konflikte und Spannungen in der Beziehung spricht, sie aushält und nicht weggeht, wird ein ganz kleiner Schritt in Richtung „realistisch Beziehungen gestalten“ begonnen. Vielleicht waren Weggehen, Abbrechen, Ärgerlichsein oder Gewalt früher hilflose Antworten der Erziehenden auf die Wünsche und Sehnsüchte des Kindes oder Jugendlichen, der nun heute als Erwachsener bei der TS anruft.

Diese Ausführungen machen deutlich, dass beraterisches Verhalten, sich als Resonanz einem Ratsuchenden zur Verfügung zu stellen, unausweichlich Berater/innen in eigene Lebensszenen führt, sie aufrührt und aktualisiert. Die Gefahr liegt nahe, dass ihnen eigene narzisstische Wünsche nach intensivem Leben oder der eigene Wunsch, für einen Menschen eine großartige und besondere Rolle zu spielen, in die Quere kommen.

Beratungslernen drängt auf ständige Auseinandersetzung mit sich selbst, auf

lebenslanges Lernen und darauf "sich persönlich zu bilden" (vgl. Ullrich v. Brachel).

Ich glaube, dass wir unterscheiden müssen zwischen verschiedenen Stufen helfenden Tuns:

- naturwüchsiges Helfen, in dem viel Leben, aber auch viel Agieren und unreflektierte Begegnung stattfindet,
- Rollenhandeln, in dem Beratung in dem o.g. Sinne wahrgenommen wird,
- eine bewusste Wahrnehmung der Rolle, daraus entwickelnd ein eigenes Selbstverständnis und existentielles Auseinandersetzen mit dem Leben
(vgl. U.v.Brachel, Die Innenseite der Beratung,)

Man kann die Inhalte der 3 Spiegelstriche auch im Sinne eines Wachstums verstehen, als einen Rahmen, in dem das Lernen in der TS stattfindet. Das könnte bedeuten, dass die Worte "ich verstehe dich" verändert werden in Richtung "ich verstehe dich in mir" oder "ich versteh mich auch etwas auf mich durch dich".

In diesem Lernprozess braucht Beratung ein Lernfeld, in dem man authentische und direkte Beziehungen ausprobieren kann. In der Telefonseelsorge sind die Mitarbeitenden von Anfang an in Gruppen. Diese haben die Aufgabe, den Lernprozess als Berater oder Seelsorger zu unterstützen, Erfahrungen authentischer Begegnungen zu ermöglichen, sensibel zu werden

für Hilfsprozesse und vor allem für die damit verbundenen eigenen existentiellen Fragen.

Mitarbeiterin der TS, 38 Jahre

Bilder von Gott

Als kleines Mädchen hatte ich einen immer wiederkehrenden Traum:

Ich bin draußen, alles scheint ruhig zu sein. Plötzlich braut sich am Himmel etwas zusammen.

Als würde sich eine Macht zu etwas Düstere verichten. Etwas Grollendes geht vom Himmel aus, wie eine unsichtbare Bedrohung. Ich flüchte ins Haus und lege mich flach hin, mein Gesicht auf den Boden gepresst. Ich darf auf keinen Fall zum Himmel sehen. Alle Menschen tun genau das gleiche wie ich. Am Himmel ist „der große Donnergott“. Es liegt Furcht in der Luft. Man kann und darf nichts tun, als einfach mit geschlossenen Augen dazuliegen, bis „es“ endlich vorbei ist.

Irgendwann löst sich die kaum erträgliche Spannung auf. Der Himmel wird wieder frei und die Angst schwindet. Ich darf mich wieder bewegen und aufschauen.

Dieser Traum hat meine Kindheit begleitet und verdeutlicht vielleicht, wie sich meine Empfindung für Gott immer mehr ausprägte: von einem kindlichen „lieben Gott“ hin zu einer unberechenbaren, bedrohlichen Instanz, die „aus heiterem Himmel“ zuschlagen und mich in Angst und Schrecken versetzen konnte.

Dabei ist meine mir bewusste Kindheit überaus behütet verlaufen und es gab auch viele Momente beglückender Andacht, die mein Gott-Vertrauen eigentlich hätten stärken müssen: Kein Weihnachtsbaum glitzerte so wunderschön, wie der unsere. Keine Blumen dufteten so süß, wie meine selbstgepflanzten Wicken und stundenlang streifte ich durch das Wäldchen an unserem Haus, um kleine tote Mäuse und Vögel zu suchen, die ich dann feierlich beerdigte.

Woher kam also diese diffuse Angst?

Möglicherweise stammte sie noch aus meiner frühesten Kindheit. In meinem Geburtsland war plötzlich Krieg ausgebrochen. Es herrschte Ausnahmezustand. Fliegeralarm, Sirenen heulten. Meine Mutter war mit mir in den Keller geflüchtet.

„Licht aus!“ schrie ein Soldat, als meine Mutter es gewagt hatte, eine Kerze anzuzünden und der Lichtschein nach oben auf die Straße drang. Also verbrachten wir beide die Nacht in absoluter Finsternis im Kellergewölbe. Reglos und ergeben in das Schicksal, das von „da oben“ auf uns einwirkte.

Je älter ich wurde, desto mehr schlich sich langsam das Gefühl in mein Bewusstsein, mit dem Leben und der Welt könne irgendwas nicht stimmen.

Konkrete Gestalt bekam dies aber erst im Zusammenhang mit meiner beruflichen Tätigkeit.

Ich arbeitete bei schwerstkranken Menschen, insbesondere Kindern, und hatte auch oftmals ihr Sterben miterlebt.

Als ich zum ersten Mal ein totes Kind in den Armen hielt, ist vielleicht etwas von dem restlichen Urvertrauen zerbrochen, das ich mir bis dahin bewahrt hatte. Das Sterben der Kleinen verfolgte mich bis in meine Träume und bald konnte ich keine Kinder mehr ansehen, ohne mir vorzustellen, wie ihre pausbäckigen Gesichter wohl mit Leichenblässe aussehen würden. Mein Herz wurde zäh wie Leder, um all das aushalten zu können. Vor allem die Begegnungen mit den Eltern. Ich hatte keine Antworten auf ihre Fragen nach dem „Warum?“ Weder für sie, noch für mich selbst. Wo war Gott, wenn diese Kinder leiden mussten? Warum ließ „Er“ sie sterben?

Irgendwann wurde auch meine eigene Familie von Krankheit und Tod betroffen und ich hatte allen Glauben an einen gerechten und guten Gott verloren.

Auf dieser Welt schien niemand sicher zu sein. Und sollte ich mich doch einmal längere Zeit in Sicherheit gewiegt haben, geschah irgend etwas Unvorhergesehenes und machte alles trügerische Wohlergehen zunichte.

Gott war ein unberechenbarer Dämon geworden. Ein Opfergott. Ich traute mich kaum mehr die Geschenke des Lebens anzunehmen und mich ihrer zu erfreuen. Es schlich immer Angst hinterher, immer die Frage: Was muss ich dafür bezahlen? Welchen Preis hat dieses Glück?

Meine Mutter hatte irgendwann einmal gesagt: „Der liebe Gott packt einem nur soviel auf die Schultern, wie man auch tragen kann.“

Ich schleppte ein paar ganz schön dicke Brocken mit mir herum und empfand sie oftmals als viel zu

schwer. Bei uns zuhause wurde jedoch nicht gejammert und „gekniffen“. Die Dinge wurden so genommen, wie sie kamen, alles wurde irgendwie geschafft – selbst wenn es noch so hart war. Letztendlich habe ich die Zähne zusammen gebissen und gedacht, dass es eben Gottes Wille sei. Es war wie eine Prüfung, die ich vor Gott bestehen musste. Also war ich still und schleppte. Mein Gottesbild ist dabei recht vage geblieben, hatte etwas sehr ambivalentes und im Zweifelsfall bedrohliches. Die Bilder und Gleichnisse der Bibel beinhalten auch heute noch viel Rätselhaftes für mich.

Ewige Unsicherheiten: Kann Gott jemanden wie mich überhaupt lieben, wenn „Er“ mir so viel Schweres zumutet? Was erwartet mich bei meinem Tod? Habe ich überhaupt das Recht auf eine würdevolle Beerdigung? Oder würde ich eines Tages von einem „Pflicht-Geistlichen“ sang- und klanglos unter die Erde gebracht? So wie man als mittelloser Krimineller einen Strafverteidiger zugewiesen bekommt.

Ich hatte die unheilbar Erkrankten in meiner Familie beim Sterben begleitet und für ihre Beerdigungen Sorge getragen. Es gab einen Pastor, der wahrhaftig ein Gesandter Gottes zu sein schien, denn ich hatte damals keine Angst. Gott ist sehr nah gewesen. Ich fühlte mich getröstet und glaubte zu spüren, wie „Er“ sein Himmelreich geöffnet hat.

Aber was war mit mir? Wer würde mich beerdigen, wer würde mich Gott anvertrauen? Würde Gott meine Seele überhaupt annehmen? Diese Zweifel ließen sich nie ganz zerstreuen.

Es war eine Fortbildung zum Thema „Gottesvergiftung“, die meine demütige und schuldbelastete Gottesbeziehung endlich zurechtrücken konnte.

Grundlage der Diskussion war unter anderem die Bibelstelle zu Johannes 12,1-9.

Die Interpretation der Begegnung von Maria Magdalena mit Jesus war mir bis dahin unbekannt gewesen. Zu sehen, dass Jesus, bzw. Gott, auch jemanden wie sie annehmen und lieben kann, war für mich eine unendlich befreiende Erkenntnis. In der Identifikation mit Maria Magdalena war das die Heilung einer Wunde und zugleich die Erfüllung einer langen Sehnsucht.

Als junges Mädchen hatte ich einmal davon geträumt, den Stern von Bethlehem zu finden. Sein Licht habe ich seither mein Leben lang gesucht, habe auf „die Erleuchtung“ gewartet, als müsse Gott mir erst persönlich erscheinen, um meine innere Unrast zu beenden.

Darüber hinaus wurde mir bewusst, dass Gott für mich immer etwas sehr männliches, fast väterliches dargestellt hatte.

Von meinem Vater nicht auf die von mir erhoffte Weise geliebt zu werden, seines Stolzes nie würdig genug gewesen zu sein, hatte in der Übertragung wohl einen fatalen prägenden Einfluss auf meine Gottesbeziehung.

Im Verstehen der Liebe, die Jesus Maria Magdalena gewährte, löste sich das Bild meines strengen männlichen Richter-Gottes auf. Er verlor seine figürliche Machtposition und erschien mir wunderbarerweise nun auch für mich erreichbar zu sein: Trotz all meiner Unzulänglichkeiten.

Ich bekam Klarheit darüber, dass es nicht ein herausragendes Gotteserlebnis geben muss, das mir auf erleuchtende Weise begegnet. Ich spüre jetzt, dass ich den Stern, das Licht, schon immer in mir getragen habe. Genauso, wie es jeder Mensch in sich trägt, unabhängig davon, welchen Namen man hat und woher man kommt.

Ich bin sicher, dass alles Leid und Unrecht, mit dem wir uns im Leben auseinandersetzen müssen, keine Gott-gewollte Strafe ist. Ich möchte „Ihn“ nicht länger für alles Schlechte zur Verantwortung ziehen. Dieser Weg scheint mir zu einfach. Er führt in eine fatalistische, alles beklagende und ertragende Position, die jeder Eigenverantwortung entbehrt und kaum mehr, als Verbitterung zulässt. Manche Dinge geschehen, sind Teil einer Ordnung, die vielleicht nicht zu verstehen ist. Der Sinn erschließt sich oftmals erst sehr viel später. Manches verstehen wir vielleicht niemals, oder bewältigen es erst in der Stunde unseres Todes.

Ich vertraue nun mehr darauf, die Geschenke des Lebens anzunehmen. An Stelle der Angst, empfinde ich jetzt sogar eine tiefe Dankbarkeit.

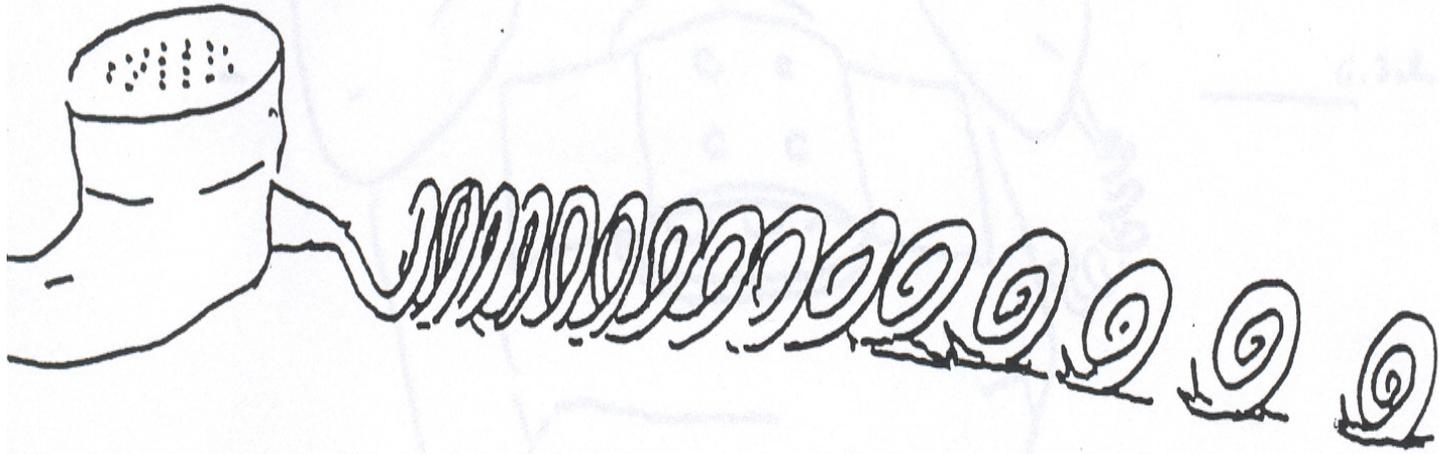
Natürlich habe ich noch immer keine Antworten auf viele Fragen. Auch das Leid der Menschen, das mir z.B. bei meinem Dienst am Telefon begegnet, kann ich nicht ungeschehen machen. Aber immer wieder sehe ich, dass die schlimmsten Dinge auf der Welt nicht schicksalhaft von „oben“ über uns hereinbrechen. Es sind vielmehr die Dinge, die wir Menschen uns selbst gegenseitig zufügen.

Ich bin überzeugt davon: Gott ist kein Richter über Glück und Leid des Einzelnen. „Er“ hat nicht die

Macht, alles Schlechte von uns fern zu halten.
Aber „Er“ hatte die Kraft uns das Leben zu
schenken und vieles Wunderbare mehr, das wir
vielleicht schnell übersehen, oder als zu
selbstverständlich annehmen.

Ich glaube, Gott vertraut darauf, dass wir
Menschen uns umeinander kümmern.

„Er“ hat es auch in unsere Hände gelegt und wir
haben tagtäglich viele Möglichkeiten in seinem
Sinne und zu unserem Wohl zu handeln.



.Schmitz

Das Gespräch kam sehr langsam in Gang...

Mitarbeiterin der TS, 60 Jahre **Die Ausbildung verlangt auch Mut.**

Es war im September 1980, als ich zum ersten Mal von der Telefonseelsorge hörte.

In unserer Tageszeitung stand ein Artikel, in dem über die Arbeit dieser Einrichtung berichtet wurde. Am Ende des Artikels hieß es sinngemäß, dass noch Mitarbeiter gesucht würden, und dass man keine besondere Vorbildung dafür benötige, da die Ausbildung bei der Telefonseelsorge erfolge.

Ich las den Artikel zweimal und ließ mir die Sache durch den Kopf gehen, behielt aber alles noch für mich und sprach mit niemandem darüber.

Meine Situation damals war folgende: Ich war Hausfrau, mein 40. Geburtstag stand kurz bevor. Mein jüngstes Kind war gerade 3 Jahre alt, die beiden anderen 9 und 11 Jahre. Meine Schwiegermutter war vor einem Jahr gestorben und mein Schwiegervater, der mit in unserem Haus wohnte, musste zum Teil mitversorgt werden. Meinen Beruf als Bankangestellte hatte ich gleich nach der Geburt meines 1. Kindes aufgegeben. Dort wieder einigermaßen befriedigend Fuß zu fassen, wäre nicht möglich gewesen, zumal ich niemanden hatte, der sich um die Kinder kümmern konnte.

So schien mir eine stundenweise Mitarbeit bei der Telefonseelsorge verlockend und ebenso die ganz andere Art Arbeit, die hier angeboten wurde. Natürlich stellte sich die Frage nach meiner Eignung. Könnte ich so eine Arbeit überhaupt leisten? Aber immerhin hatte in dem

Zeitungsartikel gestanden, dass keine Vorbildung erforderlich sei. Ich machte mir auch klar, dass aufgrund meiner häuslichen Situation ein beruflicher Einstieg, selbst in eine Halbtagsarbeitsstelle, auf längere Sicht nicht gegeben war.

Unser Wanderurlaub in den Herbstferien kam dazwischen und lenkte mich eine Weile ab. Es gab ja viel vorzubereiten. Aber während der geruhsamen Urlaubstage musste ich immer wieder an die Telefonseelsorge denken.

Vielleicht wäre das Ganze aber doch noch im Sande verlaufen, hätte ich nicht nach den Herbstferien einen weiteren Zeitungsartikel gefunden. Jetzt war ich sicher: Ich wollte mich wenigstens erkundigen und dann entscheiden. Ich weihte nun auch meinen Mann ein, denn er würde ja auch mit hineingezogen werden. Ich konnte die Arbeit ja nur machen, wenn er zu Hause war und sich um die Kinder kümmern konnte.

Nun, er gab grünes Licht, und so rief ich die Telefonseelsorge an und bat um Unterlagen. Ein persönliches Gespräch mit dem Leitungsteam folgte, dann die Einladung zur Auswahltagung, die ich dann mit viel Herzklopfen mitmachte, weil ich mittlerweile schon so tief in der Sache drin steckte, dass es mir plötzlich sehr wichtig geworden war dabei zusein. Aber das ist eine andere Geschichte.

Mitarbeiterin der TS, 39 Jahre Telefonseelsorge macht Mut

Die Telefonseelsorge ist gelebter Glaube.

Die TS - eine Institution unter der Trägerschaft der evangelischen und katholischen Kirche - setzt Zeichen, gerade in der heutigen Zeit, in der die Seelsorge und Nächstenliebe oft zu kurz kommt.

Gelebte Ökumene, Anerkennung von Laienarbeit, das Annehmen des Menschen in seiner Gesamtheit sind Fundamente der Arbeit. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ ist u.a. ein Grundsatz der Ausbildung. Für die Anrufer steht „Zeit für jedes Anliegen unter dem Himmel“ zur Verfügung. Beispiele dafür, dass Bibelworte gelebt werden.

Ich, die sonst viel zu oft innerhalb der Kirche auf den institutionellen Teil treffe, der abseits meines gelebten Glaubens liegt, fühle mich hier wohl, mit der Kirche verbunden.

Aufeinanderzugehen, Zuhören, Ernstnehmen und christliches Miteinander werden hier vermittelt, praktiziert und ziehen immer größere Kreise. Das, was ich hier aufnehmen kann, finde ich wieder in der Begegnung mit meinen Mitmenschen. Besonders meine Familie und vielleicht auch der ein oder andere Anrufer haben davon schon profitiert.

Ich kann nur hoffen, dass die Telefonseelsorge als Institution auch innerhalb der Kirche Kreise zieht, ihre Arbeit sich wiederfindet: unbezahlbar doch

reichlich belohnt, nicht messbar doch unermesslich wichtig.

Mitarbeiterin der TS, 60 Jahre Persönliches Wachstum

Die Ausbildung und die Beratung haben mich wachsen lassen.

Die Einladung zum persönlichen Vorstellungsgespräch war bereits der zweite Schritt - nach der Bewerbung um das Ehrenamt bei der Telefonseelsorge - und aufregend. Fragen wie „werde ich geeignet sein?“, „nach welchen Kriterien werden die Mitarbeiter/innen ausgewählt?“; „was für Fähigkeiten werden von mir erwartet?“ usw. bewegten meine Innenwelt.

Die behutsame und warmherzige Gesprächsatmosphäre löste meine körperliche Anspannung auf, und ich hatte mich bereits für die Ausbildung bei der Telefonseelsorge entschieden. Natürlich standen noch das Auswahlverfahren an und die Entscheidung für oder gegen mich seitens der Leitung der TS. Wieder diese Zweifel, „wirst du die Anforderungen erfüllen können?“

Freudig bewegt erhielt ich die Einladung zur Teilnahme am ersten Ausbildungstag in meinen Händen. 13 Gruppenteilnehmer/innen - davon 4 Männer - bildeten die Ausbildungsgruppe. Einige kannte ich schon von der Auswahltagung her. Wir alle wollten uns der Ausbildung und dem Dienst am Telefon zur Verfügung stellen. Ein Gefühl von

Gemeinsamkeiten, von Sich-auf-den Weg-machen, in einem Boot sitzen überkam mich.

Inzwischen sind fünf Jahre vergangen.

Die von mir anfangs erlebte, behutsame, geborgene und vertrauensvolle Atmosphäre zog sich durch die gesamte Gruppenarbeit. In diesem geschützten Rahmen, ohne Leistungsanforderungen, ohne genötigt oder gedrängt zu werden, durfte ich wachsen und mich und die anderen Gruppenteilnehmer/innen besser kennen lernen: meine hellen Seiten zu sehen und meine dunklen Seiten zu akzeptieren sowie die lebenswerten Anteile meiner „Familie“ zu schätzen und die negativen Seiten ebenso zu integrieren. Freude wurde vervielfacht, Leid, Trauer und Wut haben wir geteilt.

Ich lernte, mit Nähe und Distanz besser umzugehen, dass „Klammern“ Verluste in sich birgt, und dass immerwährende Harmonie auch lebloses Leben sein kann. Ich konnte üben, mich selbst wahrzunehmen und zu spüren. Nur wer sich selbst kennt, kann auch andere verstehen.

Ich lernte die vielfältige und vielfarbige, aber auch dunkle Welt meines Lebens sowie der Gruppenteilnehmer/innen und der Anrufer/innen am Telefon kennen: ja, vergleichbar mit einer Tüte bunter Lakritzteilchen, aber nicht ohne die Schwarzen!

Ich bin außerordentlich dankbar für alle diese Erfahrungen, Erkenntnisse und Erlebnisse.

Mein/Unser erster Gruppenmix steht an. Die gewohnte Geborgenheit und Vertrautheit muss aufgegeben werden, was mir gar nicht so leicht fällt. Dennoch verstehe ich im Halten, Loslassen und Offensein für neues Erleben den Rhythmus für lebendiges Leben.

Mitarbeiterin der TS, 49 Jahre Nachtschichten - und der Tag danach

Ich bin kein Nachtmensch.

Aber bereit zu neuen Erfahrungen ließ ich mich auf die unvermeidlichen Nachtschichten in der TS ein. Bis heute habe ich mich nicht daran gewöhnt, Körper und Geist fröhlich wach zu halten bis zum Schichtbeginn um 23.00 Uhr. Ich bin einfach nur müde. Trotzdem will ich die/den Dienstuende/n freundlich ablösen und lasse mich noch in ein Gespräch verwickeln. Das weckt mich kurzfristig auf und erhellt mein Gemüt.

Endlich ist es ruhig in den TS-Räumen. Mit der Hoffnung auf „null Anrufe“ stelle ich alles Wichtige direkt neben die Schlafcouch - Wecker, Papier, Stift und Telefon. Letzteres unter ein dickes Kissen, damit ich beim nächsten Klingeln nicht so sehr erschrecke. Aber meine Müdigkeit besiegt nicht die ungewohnten Straßengeräusche, das Ticken der Wanduhr, die Erwartung eines Anrufers. Vielleicht sollte ich die Uhr in den Flur bringen?

Ich hänge meinen Gedanken nach, döse vor mich hin --- lautes Klingeln! „Ich bin so geil, können Sie mal..?“ Nein, ich kann nicht und bin gleich so wütend über die freche Störung, dass ich nicht wieder einschlafen kann. Mistkerl! Der mühsam gewonnene Nachtfrieden ist hin und ich sehne mich nach dem Morgen!

Ab 5.00 Uhr nehmen die Autogeräusche draußen deutlich zu. Obwohl ich schlecht und zu wenig geschlafen habe, fällt mir das Aufstehen erst einmal leicht. Aber es fehlt das Gefühl, wirklich ausgeruht zu haben. Auf dem Nachhauseweg nehme ich Brötchen mit für das Frühstück mit meinem Mann. Die Kinder sind schon auf dem Schulweg.

Leicht aufgedreht und etwas fahrig überstehe ich den Tag. Früher als sonst gehe ich schlafen, früher als sonst wache ich auf - alle schlafen noch. Mein Rhythmus ist durcheinander geraten und es wird wieder einen Tag dauern, bis er sich neu eingependelt hat. Bis zur nächsten Nachtschicht!

Dabei habe ich nachts auch mal ein sehr intensives, langes und nahes Gespräch geführt - aber das ist eine andere Erfahrung!

Mitarbeiterin der TS, 51 Jahre

Die Ausbildung in der TS hat auch meine Beziehungen verändert

z.B. zu meinem Mann

Vor fünf Jahren begann ich mit der Ausbildung als Beraterin am Telefon. Ich wollte das „richtige Sprechen miteinander“ lernen und anderen „richtig helfen“ können. Es gab verschiedene Anlässe dafür. Es fiel mir schwer, das in Worte zu fassen, was ich eigentlich sagen wollte. Und das war für meine Familie und meine Ehrenämter ganz wichtig.

Unsicher stand ich in der Familie vor den psychischen Schwierigkeiten unserer heranwachsenden Pflegekinder. In der Pfarrgemeinde war Pfarrerwechsel und in unserer kath. Frauengemeinschaft hatte ich die Leitung im erstmalig gegründeten Sprecherinnenteam mit zwei weiteren Frauen übernommen. Zudem bin ich mit vierundzwanzig Stunden wöchentlich berufstätig.

Mein Man hatte außer Arbeit und Familie keine ehrenamtliche Verpflichtung. Er ließ mich gewähren, Hauptsache der Haushalt lief.

Ich hatte öfter den Eindruck, dass ich nicht richtig verstanden wurde; mir fehlten die passenden Worte und ich wollte die anderen richtig verstehen.

Mit der Ausbildung begann auch die Auseinandersetzung in der TS-Gruppe. Bisher hatte ich selten von mir erzählt. Das wurde jetzt anders. Ich lernte von und mit anderen über Gefühle zu sprechen, sie wahrzunehmen und in Worte zu fassen. Das war für mich ganz neu und aufregend. Ich bekam viel Aufmerksamkeit, Zuwendung und Kritik. Das war ich schon gar nicht gewohnt. Die Folgen blieben nicht aus.

Da unsere Pflegekinder mittlerweile alle in eigenen Haushalten lebten, konzentrierte sich jetzt mein Wunsch nach Auseinandersetzung auf meinen Mann. Was ich in der TS-Gruppe erlebte, wollte ich auch mit ihm weiterführen. Das hat ihn in seiner Bequemlichkeit sehr gestört und ich ließ nicht locker. Immer wieder erwartete ich von ihm, dass er an meinen Veränderungen teilnahm, mit überlegte usw. Das war für ihn manchmal sehr nervig. Doch er hielt mich aus.

Endlich lernte ich, ihn zu lassen, wie er ist und zu schauen, was ich von ihm lernen konnte. Ich glaube, das war für uns die Wende.

In dem Maße, wie meine Perfektion, Rechthaberei und mein Eifer nachließen, übernahm er von sich aus Verantwortung in Haus und Familie. Wo ich sonst allein die Kontakte hielt, fing er jetzt an mitzumischen und fühlte sich wohl dabei. Das tat uns allen gut.

Durch die Gespräche am Telefon lernte ich immer wieder neue Ansichten und Lebenssituationen kennen. Für mich ist jeder Mensch eine Welt für

sich geworden. Wenn ich diese begreifen will, bin ich auf Informationen von ihm angewiesen. Meine eigenen Erfahrungen kann ich nur als eine Möglichkeit zur Lösung anbieten. Durch neue Informationen kann alles schon wieder anders sein. Keine Lösung ist endlich, das gilt es auszuhalten.

Mit meinem Mann rede ich jetzt mehr über meine Gedanken und Gefühle zu ihm und zu Situationen. Das hat unsere Beziehung sehr belebt.

Für meine Kolleginnen bin ich nicht mehr so pflegeleicht. Die immer „Lächelnde“ und „jeden Wunsch Erfüllende“ gibt es nicht mehr. Dieses Grenzen-Setzen wurde mit Aggressivität gleichgesetzt. Es hat eine Weile gedauert, bis sie sich daran gewöhnt hatten, und ich den richtigen Ton fand.

Letztes Jahr habe ich einige Ehrenämter abgebaut und mein Mann hat sich in den Pfarrgemeinderat wählen lassen.

Mitarbeiterin der TS, 40 Jahre Fortbildung und Weiterbildung in regelmäßigen Gruppen

Die Reflexion hilft die notwendige beraterische Kompetenz zu schaffen.

Bei der Beratung am Telefon ist es wichtig, zu dem Anrufer Kontakt zu bekommen, damit das

Gespräch in die Tiefe gehen kann und dem Anrufer auch eine Hilfe sein kann.

Es gelingt mir oft, Kontakt zu Anrufern aufzubauen, die an mein Mitgefühl appellieren oder zu jemandem, dessen Problematik ich vielleicht aus eigener Erfahrung gut kenne oder etwa zu jemandem, der in einer akuten Krise steckt.

Aber es gibt auch andere Gesprächssituationen, bei denen dieser Kontakt verhindert wird. Diese Situation möchte ich am Beispiel einer Anruferin klarmachen. Sie ruft oft bei uns an. Thema in diesen Gesprächen ist ihre Tochter. Die Anruferin beklagt sich bei uns bzw. mir darüber, dass die Tochter so undankbar sei, obwohl sie (die Eltern) doch so viel für sie getan hätten.

Sehr schnell rutsche ich in die Tochterrolle. In dieser Rolle betrachte ich die Problematik natürlich aus der Tochter-Sicht und nicht aus der Mutter(= Anruferin)-Sicht. Die Anruferin möchte aber natürlich (wenn auch unbewusst), dass die Beraterin am Telefon sich ihres Problems annimmt und nicht des vermuteten Problems ihrer Tochter.

Bei diesen Gesprächen passiert folgendes: Ich stecke die Anruferin unbewusst in eine Schublade, die zum Beispiel die Aufschrift hat: "Mutter kann Tochter nicht loslassen." Dieses Schubladendenken lässt nur einen bestimmten Aspekt des Anderen zu. Es ist der, mit dem ich mich gerade identifiziere. Für mich wäre es in

diesem Fall: Sie nervt mich und hat kein Verständnis für die Situation der Tochter!

Bei diesem Schubladendenken nehme ich nur einen Teilbereich der Problematik der Anruferin wahr.

Wie kann ich in der Gesprächssituation aus dieser Identifikations-Falle entkommen?? In unseren Fortbildungsgruppen werden solche Gespräche besprochen und analysiert. Zum Beispiel wird an Hand von Rollenspielen die Situation nachgespielt. Dabei wird klar, was im Gespräch zwischen Anruferin und Beraterin passiert. Weiterhin werden Lösungen überlegt, wie ich als Beraterin im nächsten Gespräch reagieren kann.

Mitarbeiterin der TS, 41 Jahre Ehrenamt - unbezahlte und unbezahlbare Arbeit

Die Beschäftigung mit mir selbst war notwendig und schmerzlich.

Als ich vor ca. 6 Jahren meine Ausbildung bei der TS begann, war ich seit 10 Jahren verheiratet, Hausfrau und Mutter von 3 Söhnen. Heute bin ich berufstätig und seit einem Jahr alleinerziehende Mutter.

Was liegt „dazwischen“?

Es liegen sechs Jahre Erfahrungen dazwischen, in denen ich gelernt habe, meine eigenen Gefühle zu spüren, die ich sonst vage wahrgenommen und dann eher ignoriert habe. Ich begann, meine Gefühle zu akzeptieren und ernst zu nehmen, denn gerade Wahrnehmung und Umgang mit

Gefühlen war ein wesentlicher Bestandteil meiner Grundausbildung.

Dieses veränderte Bewusstsein zeigte auch in meiner Ehe Auswirkungen. Nicht, dass sich über eine glückliche Beziehung plötzlich dunkle Wolken zusammenbrauten. Nein, auch bevor ich bei der TS anfang, kriselte es. „Zähne zusammen und durch“ - das war meine Devise. Bei den ersten Trennungsgedanken, die mir sehr viel Angst machten, wollte ich aushalten, bis die Kinder aus dem Gröbsten heraus sind.

Im Laufe der Jahre fand auch ein Kampf in mir statt, der hieß: Du hörst am Telefon viel über Beziehungsprobleme, versuchst zu analysieren und zu helfen, vielleicht auch auf dem Weg der Problembewältigung - aber selbst kriegst du's nicht gebacken. Unser Weg führte uns nicht weiter, aber aushalten, das konnte und wollte ich in dieser immer lebloseren Beziehung nicht mehr.

Mein Mann meint, TS hätte mich verändert. Er hat sicherlich Recht. Ich bekomme Bauch- und Rückenschmerzen, wenn ich versuche, meine Gefühle runterzuschlucken, ich habe Atemprobleme, wenn mir die Luft zum Atmen fehlt.

Einen gemeinsamen Lösungsweg konnten wir bisher nicht finden. Somit gehe ich meinen Weg zusammen mit meinen Kindern. Ich fühle mich nicht immer gut dabei, aber besser. Ein wichtiger Halt und Ort, mich auszutauschen und auch mal auszu-heulen, ist dabei meine TS-Gruppe.

Mitarbeiterin der TS, 66 Jahre

Belastung

Manchmal werde ich Zuhause nicht verstanden.

Zu TS-Mitarbeit und persönlichen Belastungen gibt es zwei Schwerpunkte. Zum einen sind es Gespräche, die mich begleiten, oft nur über kurze Zeit, aber manches Mal holen sie mich auch immer wieder ein. Zum anderen hat es im häuslichen Umfeld schon Situationen gegeben, in denen ich mit sehr gemischten Gefühlen zum Dienst, zur Gruppe oder zu einem Wochenende der TS gegangen bin und viel Unverständnis in meiner Familie zurückließ. Trotz allem habe ich meine Mitarbeit noch nie bereut.

Mitarbeiterin der TS, 52 Jahre

Gedanken zum Mitarbeiterrat - noch ein Amt

Wenn die Gruppen sich neu gebildet haben, taucht die Frage auf, wer geht in den Mitarbeiterrat. Ich fühle mich angesprochen, bin interessiert und neugierig. Gleichzeitig frage ich mich, bringe ich genug Kompetenz mit, und was wird von mir erwartet? Welche Verpflichtung gehe ich zusätzlich ein.

Was ist der Mitarbeiterrat? Er ist die Interessenvertretung der Ehrenamtlichen. Als Vertreterin meiner Gruppe bin ich beauftragt, Wünsche und Anregungen in dieses Gremium weiterzugeben.

Die erste Sitzung findet statt. Ich freue mich, dort Mitarbeiterinnen zu treffen, die mir schon gut bekannt sind. Die anderen kenne ich nur flüchtig.

Nach der allgemeinen Begrüßung kommt der erste Schock. Wer schreibt das Protokoll? Ich bin erleichtert, dass ich noch nicht an der Reihe bin. Nun werden die Tagesordnungspunkte gesammelt. Ich bin erstaunt, wie unterschiedlich und vielfältig die Themen sind, z.B. „Welche Auswirkungen haben die erforderlichen Sparmaßnahmen auf die Telefonseelsorge. Z.B. hin zu der Entscheidung, welche Farbe die Tischdecken und Servietten beim Sommerfest haben sollen.“

Bei der sich anschließenden kontroversen Diskussion über die einzelnen Punkte bin ich beeindruckt von der Sicherheit und Kompetenz der langjährigen Mitglieder, eine eigene Meinung zu vertreten und diese klar zu artikulieren. Daran merke ich, dass mir noch viel Wissen um die Hintergründe fehlt. Ich bin aber zuversichtlich, dass ich da hineinwachsen werde.

Gleichzeitig fällt mir auf, wie unterschiedlich die Atmosphäre im Mitarbeiterrat im Vergleich zur Weiterbildungsgruppe ist. Die Arbeit des MAR ist sehr sachlich und geschäftsmäßig, während die Arbeit in der Gruppe durch Gefühle der Einzelnen geprägt wird.

Alles in allem empfinde ich den Mitarbeiterrat als eine wichtige Einrichtung in der Telefonseelsorge, in dem es zu einem Austausch zwischen den hauptamtlichen und ehrenamtlichen Mitarbeitern kommt.

Mitarbeiter der TS, 58 Jahre **Der „TS-Mann“**

Minderheit in der TS

Wir sind neun Männer unter 79 Frauen, wir sind eine Minderheit. Fühlen wir uns als Minderheit? Sind wir Fremdkörper in einer Frauengesellschaft oder sind wir das Salz in der Suppe?

Was hat mich bewegt, mich in diese Situation zu bringen, und wie gehe ich nach 5-jähriger Tätigkeit damit um? In Beruf, Familie und Sport hatte ich meinen „Mann“ gestanden, aber etwas war zu kurz gekommen. Diese meine andere Seite ist hier gefördert worden und ich bin froh, am Telefon meine warmen verständnisvollen und auch kritischen Anteile einbringen zu können. Nach außen bin ich der „TS-Mann“ und mit mir bekommt die TS das notwendige männliche Gesicht. Nach innen - in der Frauengesellschaft - gibt es Unsicherheiten, Wünsche, Reibungspunkte, hier gibt es noch viel zu üben und auszuprobieren.

Mitarbeiterin der TS, 50 Jahre **TS und Weiterbildung**

Die Mitarbeit in der TS bereichert.

Ich bin gerade 50 Jahre alt geworden und arbeite nun seit fast 10 Jahren für die TS Hamm.

Weiterbildung und TS - dieses Thema spricht mich an. Nach der Grundausbildung habe ich versucht, soviel Weiterbildung wie möglich zu bekommen.

Die neue Art ganzheitlichen Lernens sprach viele Wünsche bei mir an. Als mir erst einmal bewusst war, dass es in der Beratung nicht um richtig oder falsch oder gut und schlecht geht - also weitgehend ohne Bewertung -, da war mein Interesse groß, mehr zu erfahren.

Dieses „Mehr“ bezieht sich einmal auf Informationen über andere psychosoziale Angebote und Einrichtungen. Außerdem haben wir themenspezifisch gearbeitet, z.B. über psychische Störungen wie Depression, Hysterie oder Wahnvorstellungen. Auch Perversionen, Aids und sexuelle Störungen waren weitere Themenangebote. Ehemals Alkoholabhängige der Anonymen Alkoholiker haben uns besucht und uns auf eindrucksvolle Weise mehr über Süchte, deren Verlauf und Behandlung nahegebracht.

Daneben gibt es die regelmäßigen Weiterbildungsgruppen. Die Arbeit in diesen Gruppen ist gekennzeichnet durch einen Supervisionsanteil und die Arbeit an der eigenen Person. Während der Dauer einer Weiterbildungsgruppe durchlaufen wir immer wieder gruppenspezifische Prozesse. D.h. für mich fortwährendes Lernen. Ich lerne mit den eigenen Gefühlen und Gedanken umzugehen, meine Stärken und Schwächen zu erkennen und zu akzeptieren. Daraus resultiert eine Veränderung meines Lebens insgesamt und ich befinde mich immer auf dem Weg. Dies alles, fließt in meine Beratungsarbeit ein und kommt den Anrufern der TS zugute.

Im Oktober letzten Jahres habe ich mir einen großen Wunsch erfüllt und an der Akademie Münster mit einer Aufbauausbildung begonnen. Die Zulassung dazu bekam ich, obwohl ich kein Studium der Sozialwissenschaften aufzuweisen habe. Meine Mitarbeit bei der TS hat mir den Weg bereitet. Nachdem ich nun während dieser Ausbildung Erfahrungen mit Mitarbeitern anderer psychosozialer Einrichtungen ausgetauscht habe, kann ich als TS-Mitarbeiterin nur sagen, wir haben es gut!

- Wir haben es gut, weil wir uns untereinander austauschen und nicht allein mit der Not anderer dastehen.
- Wir haben es gut, weil wir die Weiterbildungsgruppen haben. Dort bekommen wir Supervision unserer Beratungsarbeit, aber auch Trost und Hilfe bei eigenen Sorgen und Nöten.
- Wir haben es gut, weil wir schöne Feste feiern und Spaß haben - aber auch über uns selbst lachen können.
- Wir haben es gut, weil wir nicht mit zu hoher Motivation und zu viel Engagement anfangen, und später ausgebrannt und müde Zuflucht zu Drogen oder psychischen Störungen nehmen müssen.
- Wir haben es gut, weil wir durch die Weiterbildung viel bekommen, so dass unsere Lebendigkeit und Motivation mit der Zeit eher zu- als abnehmen. Also nicht die übliche Helferdeformation. (siehe Schmidtbauer: Der hilflose Helfer)

Das waren für mich wichtige Erkenntnisse, die mich mit Dankbarkeit erfüllen für das, was TS-Weiterbildung mir gegeben hat.

Gleichzeitig ist es schön für mich, diesen Reichtum mit anderen zu teilen. Jawohl, Reichtum, obwohl ich in der TS Hamm ehrenamtlich arbeite - also nicht für Geld!

MITARBEITER DER TS, 39 JAHRE Pfarrer und TS

Eindrücke und Gedankensplitter

Bis zu meiner Mitarbeit in der Telefonseelsorge wusste ich nicht viel von dieser Stelle. Formal hatte ich irgendwann im Studium gelernt: Die TS ist eine evangelische oder katholische oder auch ökumenische Einrichtung der beiden Kirchen. Viele Menschen rufen dort an, suchen Rat und Hilfe bei denen, die am Telefon sitzen. Bestimmt wichtig. So war meine erste Tat, als ich ins Pfarramt kam, einen großen Aufkleber mit der Telefonnummer der TS an die Eingangstür des Gemeindehauses zu kleben. Das war für mich lange Zeit die einzige Art der Begegnung mit der TS. Sonst kam TS in meinem pastoralen Dienst nicht vor.

Irgendwann bin ich durch eine Anzeige doch neugierig geworden. Die TS suchte ehrenamtliche Mitarbeiter/innen. Ich bewarb mich und wurde zur Arbeit am Telefon ausgebildet.

Damit tat sich eine neue Welt auf. Das Nachtgesicht der Kirche (so Klaus Peter Jörns). In

der Arbeit in meiner Gemeinde verstehe ich mich in erster Hinsicht als Seelsorger und dachte, ich würde viele kennen. Und doch ist die Arbeit am Telefon ganz anders. Ich sehe mein Gegenüber nicht, ich bleibe anonym, der Anrufer / die Anruferin bleibt anonym. Da ist nichts als die Stimme und das eigene Gefühl. Ich kann meinem Gegenüber nichts zu trinken, zu essen anbieten, ich kann nicht mit ihm spazieren gehen, ihn an die Hand nehmen, tröstend festhalten.

Das war mir fremd - nichts, woran ich mich festhalten konnte. Vermittelt das Telefon nicht ganz viel Distanz? So dachte ich anfangs und lernte eine ganz andere Nähe und einen neuen Umgang mit Menschen in ihren Sorgen kennen. Die hier anrufen, haben für ein bestimmtes Problem keine Lösung gefunden. Sie sind für sich allein damit, auch wenn sie mit einem Menschen zusammenleben.

Manche wollen erzählen, wie es ihnen geht, vielleicht zum x-ten Mal. Sie sind froh, jemanden gefunden zu haben, der Zeit hat. „Haben Sie Zeit?“ so ihre erste Frage. Manche schweigen, weinen zuerst nur leise und sind erstaunt, dass ein Fremder ihr Weinen aushält. Manche trauen sich nicht anzufangen, weil es schlimm ist und ihre Geschichte so dunkel. Die Anrufer haben Sorgen um ihre Kinder, ihre Enkel, ihre Eltern; Frauen, Männer ärgern sich über die Nachbarn.

Es geht um Beziehungskrisen, um Drogen, Liebeskummer, Frauen, die geschlagen werden, Rat suchen, Männer, die verlassen haben oder verlassen werden, um Kinder und Jugendliche, die

in ihrer Angst oder Ausweglosigkeit anrufen, die aber manchmal auch nur einen Scherz machen und uns testen. Vielleicht für später.

Alles ist möglich. Alles kann und darf Thema sein, hier hat es seinen Raum. Und das ist das Gute und Sichere an der TS: TS gibt ihnen Raum. Hier treffen sie auf Menschen, die Zeit für andere haben, die zuhören, die mitgehen, die konfrontieren, einem einfach die Meinung und das eigene Gefühl sagen, sie beraten. Anonym ohne gesehen zu werden, jederzeit haben sie die Möglichkeit, das Gespräch zu beenden. Ich lerne viele Anrufer/innen kennen. Manche rufen nur einmal an, einige öfters, mal mit demselben oder auch mit einem neuen Problem. „Haben wir schon miteinander telefoniert?“ Da hatte ich mir vorher nie Gedanken drüber gemacht, dass auch hier - in der Anonymität - feste Kontakte geknüpft werden können, die für die Menschen wichtig sind, die ihnen Halt geben. Und so kann ich doch - anders als in der Gemeinde - in Gedanken - mit den Anrufern spazieren gehen, ihn einladen, stehen zu bleiben, zu schauen und zu gucken und in der Sicherheit des Telefons mitgehen. Auch in der Telefonseelsorge ist manchmal - vielleicht auch oft - ganz viel Nähe für mich möglich. Und ich lerne, der Griff zum Telefonhörer fällt viel leichter als der Gang zum Pfarrer. Mich trifft man am nächsten Tag im Geschäft, im Alltag wieder, die Beraterin am Telefon aber nicht. - Zumindest bleibt sie, bleibt er, genauso unerkant wie der oder die Anruferin.

Achtzig ehrenamtliche Kolleginnen und Kollegen habe ich jetzt. Manchmal geht es zu wie in einer

großen Familie. Mit alledem, was dazu gehört. Ich erlebe ganz viel Engagement verbunden mit Sachkenntnis und Einfühlungsvermögen.

In dieser Zeit, in der ich jetzt ehrenamtlicher Mitarbeiter der Telefonseelsorge bin, habe ich vieles über sie und über das Nachtgesicht der Kirche gelernt. Ich erlebe Telefonseelsorge als eigenständige Arbeit und als Ergänzung der Arbeit in den Gemeinden und in den Beratungsstellen, als praktischen Dienst am Nächsten, ohne auf die Volkszugehörigkeit, Religion oder Geschlecht zu gucken. Mir ist das, gerade im Zuge von finanziellen Einsparungen innerhalb der Kirche ganz wichtig.

Mitarbeiterin der TS, 49 Jahre

Die Bewerbungssituation verunsichert

Die Phantasie ist oft komplizierter als die Realität

Zwei Jahre lang hatte ich nach meiner vorzeitigen Pensionierung meine Wunden geleckert, mich auf Haushaltsführung und Kindererziehung beschränkt und eine lange Schwangerschaft erlebt: Ich ging mit dem Gedanken schwanger, mich sozial zu engagieren, aber wie und wo? Nachdem die Entscheidung „Telefonseelsorge“ geboren war, handelte ich schnell und bot meine Mitarbeit an, heimlich, damit nur ja niemand fürsorglich und wohlmeinend an meinem Entschluss rütteln und mich umstimmen könnte. Mein Geheimnis musste ich lange hüten, denn gerade, so erfuhr ich, war der Auswahltag gelaufen - also 1 Jahr lang warten.

Oder neu entscheiden? Nein, ich blieb bei dem Entschluss „Telefonseelsorge“.

Auch dieses Jahr ging herum, dann stand der erste wichtige Schritt an, Bewerbungsgespräch mit der stellv. Leiterin. Was wird sie wohl fragen? Wie stelle ich mich am besten dar? Was ziehe ich an? Was tun, wenn die mich gar nicht wollen? Was tun, wenn die vielleicht Forderungen stellen, die ich gar nicht erfüllen kann? Unsicherheiten tauchten plötzlich auf, an die ich vorher nicht im Traum gedacht hatte. Dann kam Gott sei dank das Erwachen: Was habe ich eigentlich zu fragen? Welche Punkte sind für mich verhandelbar und welche nicht? Diese Überlegungen führten mich aus meinen Kleinheitsgefühlen wieder auf den Level der Vertragspartnerin. Ich beschloss, den Dingen locker ihren Lauf zu lassen, fuhr pünktlich zum vereinbarten Termin. Die stellv. Leiterin begrüßte mich freundlich, bot mir einen Tee an, auch einen Stuhl, und dann entwickelte sich, was vorgesehen war, ein Gespräch.



Ausbildung einer TS-Berin

**Mitarbeiter der TS, 28 Jahre
Aneinander wachsen: Wie Berater und
Anrufer gemeinsam lernen
Eine persönliche Betrachtung**

Wachstum der Persönlichkeit - Am Ende der Ausbildung bei der TS meint es für mich zu aller Erst: Lernen, sich selbst wahrzunehmen! Die eigenen Grenzen erkennen und sich nicht selbst überfordern; die eigenen Bedürfnisse wahrnehmen und akzeptieren; die alten Wunden ansehen und damit arbeiten.

Das gelingt nicht immer. „Wachstum“ meint nicht „über sich hinaus wachsen“. Es geschieht als Prozess und ist wie das Leben selbst, mal intensiver und mal weniger intensiv. Auch Phasen der Regression gehören dazu. Sich selbst wahrnehmen ist schließlich nicht immer einfach. Es kann wehtun. Manchmal ist es kaum auszuhalten, ein anderes Mal geht es leichter. Kann ich es im Moment zulassen, dass mir jemand nahe kommt, vielleicht sehr nahe?

Der Wachstumsprozess stößt viele Legenden vom Sockel. Eine lautet zum Beispiel: Nur ein starker Helfer ist ein guter Helfer! Wenn ich helfen will, muss ich selbst stark sein! Eine andere Legende: Ich muss etwas tun! Helfen bedeutet doch, jemanden an der Hand zu nehmen und ihn aus der Krise zu führen!

Bei näherer Hinsicht entlarvt der Wachstumsprozess solche Legenden vielleicht als die Unfähigkeit, das Gefühl des Anrufers auszuhalten. Vielleicht sind sie auch die Konsequenz eines langen Lebens, das mich zu einem „Macher“ geformt hat. Vielleicht. Das alles sind Angebote. Sie können angenommen werden oder abgelehnt. Darüber selbst zu entscheiden, das ist die Grundlage des Wachsens. Insofern ist „Wachsen“ ein Lernen, das nur in Selbstbestimmung vollzogen werden kann.

Dieser Lernprozess geschieht in der Gruppe wie am Telefon. Richtiger gesagt: Er kann hier wie dort geschehen. Anrufer und Berater erleben im Gespräch ihre eigenen Gefühle, aber auch die Gefühle des anderen. Beide entscheiden in jedem Gespräch neu, ob es zu einem echten Kontakt kommen kann. Ob die Nähe, die entsteht, noch auszuhalten ist.

„Wachsen“ meint nicht, dieses Geschehen zu kontrollieren! Es hat, weil sich eben zwei einbringen und weil wir unsere Gefühle prinzipiell nicht kontrollieren können, etwas Unverfügbares. Stattdessen geht es wohl eher darum, mitzubekommen, was da gerade passiert; also zwei Dinge zu reflektieren: Zum einen meine Gefühle, zum anderen die Gefühle des Anrufers, so weit ich sie erfassen kann.

Das alles hat Folgen. Für den Berater und für den Anrufer. Der Berater wird wahrscheinlich nicht

allein im Dienst bei der TS auf seine Gefühle achten. Auch für den Anrufer bleibt etwas über das Gespräch hinaus, es wird zu seinem Erfahrungsschatz gehören. Beide – Anrufer wie Berater – wachsen an einander, ihre Persönlichkeit beginnt sich zu verändern.

Hat das alles überhaupt mit Telefonseelsorge zu tun? Da auch der Berater „profitiert“, liegt der Verdacht des Selbstzwecks nahe. Dazu sind zwei Dinge zu sagen:

Wie Seelsorge im Allgemeinen, vollzieht sich die Beratung am Telefon in der Beziehung. Wer mit einem Gegenüber in Beziehung tritt, kann das nicht tun, ohne dass es Spuren hinterlässt, an beiden Enden der Telefonleitung.

Viele Seelsorgetheorien gehen davon aus, Seelsorge geschehe durch das Wort des Evangeliums, d.h. durch die Botschaft von der Liebe Gottes. Das jedoch, was dieses Wort ausdrücken will, nämlich als Mensch von Gott angenommen und geliebt zu werden, davon ereignet sich auch etwas in der Beziehung zwischen Berater und Anrufer: Der Seelsorger gibt die Liebe, die er selbst erfahren hat, weiter.

Es hat nicht nur damit zu tun, es deckt sich völlig damit. Es ist ja nicht grundsätzlich falsch, wenn

die Seelen an beiden Enden der Telefonleitung (Für-) Sorge erfahren. Gerade dann, wenn nicht bloße Gesprächsmethoden abgespult werden, sondern die Persönlichkeit ins Spiel kommt, geschieht Seelsorge.

Eine Schlussbemerkung: Vielleicht entsteht der Eindruck, hier würde ein Ideal beschrieben und die Latte mächtig hoch gehängt, über die derjenige springen muss, der Wachstum erfahren will. Mitnichten! Auch und gerade in den vordergründig gescheiterten Gesprächen - und davon gibt es genug - geschieht der oben beschriebene Prozess. Nicht alle Gespräche verlaufen positiv. Wer das akzeptieren kann, steckt schon mittendrin – er wächst.

Mitarbeiterin der TS, 38 Jahre Mr. Perfect

Ich bin Mr. Perfect in meiner Ausbildungsgruppe begegnet.

Ein Mann wie jeder andere, so schien es zunächst. Doch schnell wurde deutlich: Mr. Perfect war anders. Wenn es bei mir regnete, schien bei ihm grundsätzlich die Sonne. Tat mir der Bauch weh, lehnte er sich entspannt zurück und gönnte sich was Leckeres. Während in meinem Kopf wilde Stürme tobten, schien bei ihm „da oben“ nur ein laues Lüftchen zu wehen. Es war zum verzweifeln!

Und was zunächst einfach nur erstaunte, begann zunehmend zu provozieren. Wieso ging es dem so gut? Wieso hatte der nie Probleme? Konnte das wahr sein? DARF der überhaupt so zufrieden sein? Irgend ein faules Stückchen muss doch auch bei dem zu finden sein!

So waren unsere Begegnungen in der Gruppe nicht von wohlwollender Harmonie, sondern zunehmend von Argwohn und Affekten geprägt. Er schien bei mir einen Mechanismus in Gang zu setzen, der sich irgendwann verselbständigte...

Kaum machte Mr. Perfect den Mund auf, war ich auf der Palme und fing an ihn zu attackieren. Ihn und seine Genügsamkeit, die immer gute Laune, alles was mir nicht passte. Ich kratzte mit meinen Fingernägeln hartnäckig an seiner Fassade, um endlich an das brüchige Mauerwerk zu gelangen, das ich irgendwo dahinter vermutete.

Meine Bemühungen waren jedoch erfolglos. Die Sonne brannte unermüdlich von seinem blauen Himmel und außer ein paar kleinen Druckstellen war nichts Fauliges an ihm zu entdecken.

Mit der Zeit wurde mir jedoch zunehmend klarer, dass ich eigentlich gar nicht ihn mit meinem Unmut meinte, sondern jemand ganz anderen aus meinem privaten Umfeld, zu dem es die ein oder andere Parallele gab. Verflix, so war das also mit der Übertragung!

Anstatt mich weiterhin auf ihn zu stürzen, befasste ich mich nun mehr mit meinem eigenen Thema. Ich musste feststellen, dass ich keine

wirklichen Probleme mit Mr. Perfect hatte, sondern vielmehr eine Enttäuschung mit mir herumtrug, die jemand ganz anderes verursacht hatte.

Nachdem diese Verwicklung für mich aufgelöst war, dauerte es noch einige Zeit, bis ich einen neuen Blickwinkel gewonnen hatte und ihm „unvoreingenommener“ begegnen konnte.

Ich lernte, ihn so zu akzeptieren, wie er ist, bemühte mich, die Übertragungsgefühle auszufiltern und mich nur noch über die Dinge kritisch zu äußern, die auch im Hier und Jetzt eine Relevanz zu ihm persönlich hatten.

Und seltsam: Mit der Zeit erschienen kleine graue Wölkchen an seinem Horizont. Je mehr Raum seine Sonnenseite bekam, desto mehr zeigte sich langsam eine ganz andere Seite an ihm.

Ich habe noch manches Mal tief geschluckt. Jedoch nicht aus Ärger über ihn, oder Missgunst.

Aus mancher seiner grauen Wölkchen tropfte etwas heraus, das weitab vom Sonnenschein lag. Es hat mich zutiefst berührt und mir schmerzlich bewusst gemacht, wie unzulänglich die Bilder oft sind, die wir uns so gerne schnell vom Gegenüber machen.

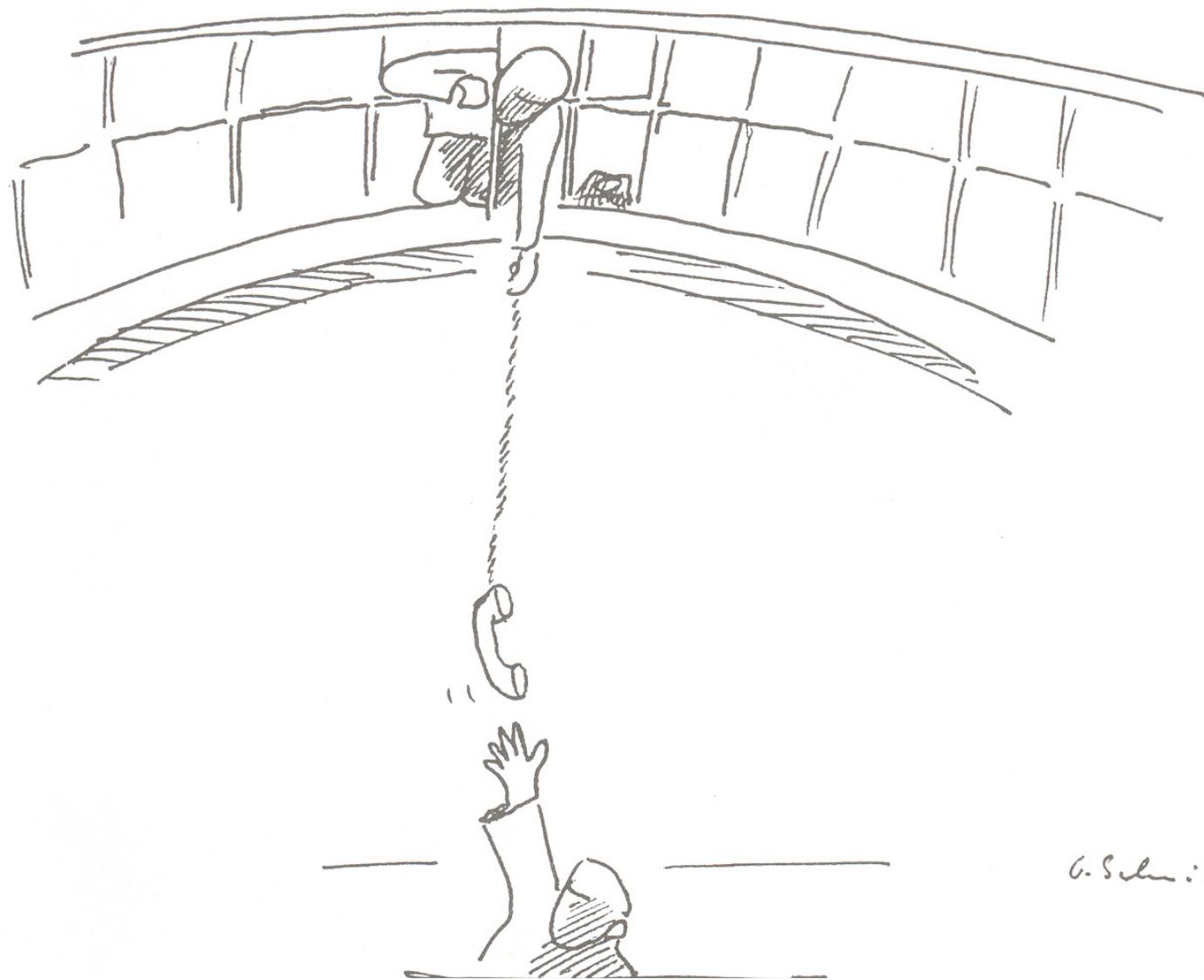
Im „richtigen Leben“ wäre ich an einem Mann wie Mr. Perfect mit Pauken und Trompeten vorbei gerannt. Hätte Spuren des Kampfes hinterlassen und ein schiefes Bild davon getragen. In meiner TS-Gruppe konnte ich nicht einfach vorbei. Ich begegnete ihm immer wieder, in wechselnden

Situationen, mit neuen Themen. Ich habe gelernt, ihn nicht als losgelöstes Wesen zu betrachten, sondern als Menschen, mit dem ich in einer wechselseitigen komplexen Beziehung stehe. Ich habe gelernt, meine vorschnellen Urteile besser zurückhalten zu können und meine eigenen Anteile daran zu sehen, wie ich in Beziehungen zu Menschen stehe und agiere – bewusst und unbewusst.

Heute sehe ich Mr. Perfect als einen engagierten und loyalen Kollegen, den ich sehr schätze und in unserer Gruppe nicht mehr missen möchte. Und wenn ich ihn hier noch als Mr. Perfect bezeichne, dann ist das nicht herablassend gemeint, sondern vielmehr um zu verdeutlichen, welches verführerische Bild anfangs so typisch für ihn zu sein schien.

Ich habe sogar das Gefühl, er ist kaum nachtragend und hat mich nicht als „Stänkerzicke“ in eine Schublade gepackt.

Wahrscheinlich hatte er von Anfang an die Größe mich so anzunehmen, wie ich bin.



G. Schmidt

Professor Hermann Steinkamp

Telefonseelsorge – Kirche in der säkularen Stadt?

Telefonseelsorge zählt längst zu den verschiedenen „Notrufen“, die vielen Stadtbewohnern bekannt sind, auch denen, die sie noch nie in Anspruch genommen haben: Sorgentelefon, Krisenhilfe, Frauen in Not u.ä. Als „Erste-Hilfe“ entsprechen sie einem zunehmenden Bedarf in der wachsenden Anonymität der Stadt und der Not.

Ebenso gehört Telefonseelsorge seit ihren Anfängen zu denjenigen Aktivitäten der Kirche, mit denen diese sich als modern, als auf der Höhe der Zeit darstellt: das Medium Telefon tritt vielfach an die Stelle des Sprechzimmers im Pfarrhaus, für manche ist sie eine der „Erben der Beichtväter“ (Steinkamp, 2004).

Die These, die hier zur Diskussion gestellt werden soll, behauptet allerdings entschieden mehr als diese beiden Plausibilitäten: Telefonseelsorge ist nicht nur eine der vielen Dienstleistungen der Kirche in der säkularen Stadt (wie Kindergärten, Altenheime, Jugendzentren u.ä.), Telefonseelsorge ist eine geradezu paradigmatische Weise der Art von Kirche, wie sie

für die säkulare Stadt typisch ist, mehr noch: Telefonseelsorge *ist* „Kirche“ und nicht nur eine Teilfunktion.

Um diese These theologisch zu begründen, werde ich zunächst eine biblische Erfahrung in Erinnerung rufen, die in dem bekannten Jeremia-Wort aufbewahrt ist „Suchet der Stadt Bestes“ (Jer 29,7). Dieses Wort wird zwar immer wieder einmal als Motto für Fest- und Sonntagsreden gewählt, dabei aber nicht selten seiner Sprengkraft beraubt, die es für die Frage nach der „Kirche in der säkularen Stadt“ enthält.

„Suchet der Stadt Bestes...“: Das ist keine fromme Losung, sondern eine politisch-theologische Programmatik! Damals, zur Zeit des Jeremia, und heute!

Wo das Prophetenwort heute als Motto dient, wenn von Seelsorge in der Großstadt, von Citypastoral u.ä. die Rede sein soll, wird es freilich oft vorschnell aus seinem damaligen Kontext herausgelöst und allgemein auf „die Stadt“ bezogen.

Aber es geht um eine bestimmte Stadt: es geht um Babylon, den Ort der Gefangenschaft! Das Wort findet sich in einem Brief des Jeremia aus dem Jahr 593, adressiert an seine Landsleute im Exil. Auch um Jerusalem geht es, wenn auch nur indirekt, im Kontext. Und kritisch: als Ort religiöser Illusionen.

Von welcher („säkularen“) Stadt reden wir heute?
Ist Hamm Babylon oder Jerusalem? Oder beides?
Und: Was bedeutet hier und jetzt: Der Stadt Bestes?

Geht es darum, „noch das Beste“ aus der Situation der modernen „Stadt ohne Gott“ (H. Cox, 1968) zu machen? Wenn schon herkömmliche Pastoral im Sinn von Verkündigung, Gemeindeaufbau, Mitgliederwerbung u.ä. nicht mehr möglich, das alte Konzept flächendeckender parochialer Präsenz überholt erscheint, dann wenigstens Seelsorge da und dort? („Organisierter Okkasionalismus“, wie Niklas Luhmann diese Praxis der Diakonie charakterisiert) Seelsorge statt Mission? (Dann würde der Kalauer passen: „Sie wollten nur ihr Bestes, aber das bekommen sie nicht“)

Seelsorge am einzelnen, Sorge um Einzelschicksale und Sorge um das Gemeinwohl sind nicht zu trennen, sind zwei Seiten derselben Medaille! (Nicht nur dem Opfer auf der Straße nach Jericho gilt es beizustehen, sondern sich am Kampf gegen die Räuberei zu beteiligen).

Genau dieser Zusammenhang ist in einer Epoche der Volkskirche aus dem Blick geraten, die durch das Bewusstsein der fraglosen öffentlichen Bedeutung der Kirche geprägt war und dabei nicht nur sinnvolle Arbeitsteilungen vorgenommen, sondern dabei auch unsinnige Alternativen

produziert hat: Seelsorge und Diakonie, Pfarrei- und Telefon-Seelsorge. Dabei entstanden fast zwangsläufig entsprechende Konkurrenzen: Was ist wichtiger, Verkündigung oder Diakonie? Was ist - wenn die Finanzen knapper werden - notfalls verzichtbar? (Die derzeitige Tendenz der beiden Kirchen, in dieser Situation das „Kerngeschäft“ zu retten, die flächendeckende Präsenz von Gottesdiensten, Amtshandlungen und Sakramentenpraxis: das könnte sich als schwerwiegende Fehlentscheidung herausstellen.) Harvey Cox hat zwanzig Jahre nach seinem Bestseller ein weiteres Buch über das Thema geschrieben: „Religion in the secular city“ (1984). Seine These: Die modernen, durch Pluralität und Mobilität geprägten Städte sind zu Zentren einer multireligiösen und bunten quasireligiösen Szene geworden, die nur noch bedingt mit den traditionellen Kirchen zu tun hat (Mette, 1997, 218). Diese bilden nur noch Facetten jener Szene, sind nicht mehr Verwalter eines religiösen Monopols.

Muss es in dieser Situation nicht hybrid erscheinen, von Telefonseelsorge mehr zu erwarten als den „Tropfen auf den heißen Stein“? Kann man TS als zentralen Baustein eines Konzepts von Stadtmission konzipieren, so wie wir in den letzten Jahren in einzelnen Institutionen Seelsorge neu gedacht haben: Krankenhaus-Seelsorge statt Kranken-Seelsorge, Gefängnis - statt Gefangenen-Seelsorge? Seelsorge in oder an

der Stadt? Telefonseelsorge als Repräsentanz von Kirche? Als „Kirche in der säkularen Stadt“? Ist das nicht der bekannte Mechanismus „zwischen Größenwahn und Ohnmachtgefühlen“?

1. Suchet der Stadt Bestes ...und betet für Sie zum Herrn (Jer.29,7)

Vergewissern wir uns zunächst. Der erwähnte Brief des Jeremia datiert aus einer Zeit heftiger politischer Wirren, in die der Prophet und einige seiner „Kollegen“ verwickelt waren, beiderseits der Fronten und zwischen ihnen.

Nach der ersten Eroberung Jerusalems 597 war ein großer Teil seiner Bevölkerung nach Babylon deportiert worden. Der damals von Nebukadnezar als König von Juda eingesetzte Zidkija betrieb eine wankelmütige Politik, die Juda schließlich in den Abgrund trieb und 586 zur endgültigen Eroberung Jerusalems führte (vgl. zum folgenden Mette, 1997, 219ff.)

Diese Zeit gilt als die dritte Periode des prophetischen Wirkens des Jeremias. Er riet u.a. von einer antibabylonischen Koalition Zidkijas mit Ägypten ab – im Unterschied zu anderen Propheten, die zu einem Aufstand gegen Babylon aufriefen. König Zidkija entschließt sich nach langem Taktieren, eine Delegation nach Babylon zu senden und Nebukadnezar einen Kompromiss anzubieten. Diesen Delegierten gibt also Jeremia jenen Brief mit, in dem er die Exilierten auffordert,

zum Wohle Babylons zu arbeiten und zu beten. Man müsse sich - so seine Einschätzung – auf eine längere Dauer des Exils einrichten.

Hinter dieser – für einen Propheten halbherzigen – realpolitischen Position des Jeremia lässt sich indessen ein theologisches Motiv ausmachen: Die Einschätzung einer tiefen religiösen Krise des damaligen jüdischen Volkes, die Carlos Mesters, der brasilianische Befreiungstheologe, so charakterisiert: „Es war die erste große Erschütterung, die die herrschende Monarchie von Juda erfasste. Die Fakten zeigten, dass Jerusalem nicht unerschütterlich war: Es konnte zerstört werden! Der Tempel war nicht Garantie der Präsenz Gottes: Er konnte überfallen... und der Kult eingestellt werden! Der Thron Davids war nicht ewig: Er konnte für immer leer bleiben“ (C. Mesters, 1992, zit. bei Mette ebd. 220).

Zwischenfrage: Kommt uns das nicht irgendwie bekannt vor? Taktierende Politiker, jüngst im Irakkrieg, eine waghalsige Koalition gegen die Übermacht USA? Gleichzeitig: Endphase der einst machtbewussten Volkskirche, der ein „christlicher“ Staat bis heute Privilegien und öffentliche Bedeutung verschaffte, einschließlich der Garantie satter Kirchensteuern? Erwachen wir nicht gerade aus dem schönen Traum, das würde immer so weiter gehen?

Zurück zu Jeremia: In dieser Situation, als die alten Plausibilitäten wegbrechen, bietet er seinem Volk eine Deutung an: Ist mit der Zerstörung Jerusalems, mit dem Exil der Plan Gottes mit seinem Volk ebenfalls erledigt? „Oder war dieser gar nicht an die Existenz der Monarchie und des Tempels gebunden...? War es nicht genau deren Praxis der Ungerechtigkeit inmitten der eigenen Stadt, die den Bund mit Gott hat verspielen lassen? Ist damit aber dieser Bund als solcher hinfällig?“ (Mette, ebd.)

Führt die Rückkehr in den Bund womöglich über den Umweg Babylon? Nebukadnezar als Handlanger Gottes? Jeremia mutet seinen Leuten diese ungeheuerliche Deutung zu. Damit heißt er das Exil nicht gut, akzeptiert nicht das Exil in Babylon! Er ist auch überzeugt, dass die Herrschaft Babylons irgendwann enden wird. Aber in der Zwischenzeit sollte man dem babylonischen König dienen, einfach um zu überleben.

Und die Zeit nutzen, auch am Ort des Exils Gottes Auftrag zu erfüllen: „Genau dort..., am Ort totaler Ungeborgenheit...ihren Dienst...tun, und ... entsprechend dem ´Friedensplan Gottes´ (Jer. 29.11) um das Wohl, um das Shalom der Stadt besorgt ... sein´ (Jer. 29,7) (Mette, ebd. 221).

2. Seelsorge: Diakonie unter der Option für die Anderen

Zurück in die Gegenwart! Der Stadt Bestes, den Shalom der Stadt suchen heißt: dort unseren Dienst tun, entsprechend dem Friedenplan Gottes.

Das ist kein Notprogramm, weil Volkskirche nicht mehr geht! Keine Notlösung, weil Seelsorge nicht mehr eingebettet ist in ein flächendeckendes Netzwerk von Gemeinden und Einrichtungen.

Karl Barth hatte schon in den 40-er Jahren (prophetisch) über die Diakonie der Kirche in der Neuzeit geschrieben: „Im selben Augenblick und in derselben Situation, in der sich das Säkulum von der Kirche freizumachen begann, begann die Kirche... unverkennbar frei zu werden für das Säkulum, nämlich für den so lange träumerisch vernachlässigten Dienst an ihrer eigenen Sache inmitten des Säkulums“ (K.Barth, zitiert bei K.W. Schmidt, 1976, 61)

Atemberaubende Parallele: Die Kirche kommt zu ihrer eigenen Sache, der Diakonie, erst in Babylon, im Exil, in der Diaspora; nicht in Jerusalem! Telefonseelsorge in der säkularen Stadt, das bedeutet – mit einem Wort des prophetischen Großstadtseelsorgers Ernst Lange – Seelsorge in einem Kontext, *wo das Evangelium nicht Inhalt ist, sondern Motiv.*

Welches sind die Orientierungspunkte einer solchen diakonischen Seelsorge, wie sich nicht zuletzt Telefonseelsorge selbst versteht?

2.1 Kriterien diakonischer Seelsorge: Option für die Armen und die Anderen

Telefonseelsorge „unter dem Vorzeichen der Diakonie“ muss sich immer neu ihrer theologischen Prämissen vergewissern. Die theologische Bestimmung der Diakonie hat nun, so meine These, ihrerseits die Qualität eines „Vorzeichens“: Die „Option für die Armen“ kann gleichsam als das „Vorzeichen vor der Klammer“ einer diakonischen Theologie und Seelsorge gelten. Durch das Vorzeichen vor der Klammer ändern sich bekanntlich alle Werte innerhalb der Klammer! Für die Seelsorge in der multikulturellen Stadt wäre die Option für die Armen zu ergänzen und zu präzisieren als „Option für die Anderen“. Was bedeutet das?

2.1.1 Option für die Armen

Die von den Lateinamerikanischen Bischofskonferenzen von Medellín (1968) und Puebla (1979) - zunächst im Blick auf die Elendssituation des Subkontinents - formulierte „Option für die Armen“ gilt inzwischen als der eigentlich revolutionäre Kern der Theologie der Befreiung und stellt (insofern eine Regionalkirche diese Option weitgehend in gesellschaftliche Praxis umgesetzt hat) eine massive Herausforderung für die Praxis der europäischen Kirchen und ihre diakonischen Einrichtungen dar. Zwei Aspekte ihrer Bedeutung und

Wirkungsgeschichte dürften für unseren Zusammenhang besonders wichtig sein: Im Hinblick auf das Verständnis kirchlich-diakonischer Praxis allgemein und im Blick auf das Konzept „Telefonseelsorge in der Stadt“.

2.1.1.1 „Ein neuer Name für die alte Caritas“ (Boff / Pixley)

Insofern das Engagement der hiesigen Kirchen in der Großstadtseelsorge schon seit jeher eng mit anderen diakonischen Aktivitäten vernetzt, wenn nicht gar als Diakonie konzipiert war, lässt sich die kritische Anfrage an deren herkömmliches Selbstverständnis mit einer Definition der beiden Befreiungstheologen Clodovis Boff und Jorge Pixley auf den Punkt bringen: „Wir können auch sagen, dass die >Option für die Armen< ein neuer Name, eine moderne Bezeichnung für die altbekannte Caritas, die tätige Nächstenliebe ist“ (Boff/Pixley, 1987,133), freilich mit einer wichtigen Ergänzung: Dass diese „neue Form der Agape, die man heute als >Option für die Armen< bezeichnet..., in der gesellschaftlichen Dimension der Caritas besteht oder im politischen Charakter der evangelischen Liebe“ (ebd.)

Christliche Praxis, vor allem insofern sie es „mit den Armen und Bedrängten aller Art“ (gaudium et spes 1) zu tun hat, ist nur dann „richtig“, Orthopraxie, wenn sie Gesellschafts-bezogene Praxis ist, wenn sie - wie Bischof Franz Kamphaus

einmal gesagt hat - sich nicht nur um die Opfer „auf der Straße nach Jericho“ kümmert, sondern bei der Bekämpfung der Räuberei mitwirkt.

Was heißt das für „richtige Praxis“ diakonischer Seelsorge im Krankenhaus und Altenheim, für Beratungsstellen, Telefon- und Notfallseelsorge?

Zunächst nicht mehr und nicht weniger als das, was z.B. systemische Ansätze immer schon praktizieren: Den Einzelfall „im Kontext“ wahrnehmen! Aber bekanntlich beginnen dann erst die eigentlichen Probleme: welcher Kontext? wer definiert nach welchen Kriterien den „relevanten“ Kontext? Welchen Anteil hat dabei der Klient? Was heißt im konkreten Einzelfall „gesellschaftlicher Kontext“?

Ist es z.B. für eine Telefonseelsorgerin möglich und zumutbar, den Kontext des Alkoholikers im Auge zu haben, der vielleicht nur ein einziges Mal anruft? Welcher Kontext wäre das? Seine Familie, seine „Co“-Alkoholikerin? Seine Situation als Arbeitsloser? Die Armutskarriere Arbeitslosigkeit - Obdachlosigkeit - Alkoholabhängigkeit?

Welche gesellschaftlichen Hintergründe von Beziehungs- und Familienproblemen nehmen SeelsorgerInnen wahr und bedenken sie jeweils mit? In welchen Facetten wirkt sich der immer härtere Konkurrenzkampf am Arbeitsplatz auf die Familiensituation aus, z.B. die neue „Hausfrauisierung“ dezentralisierter Büroarbeit?

Haben wir in unseren Beratungsstellen genügend Zeit und Know-how, um auch psychische Probleme und Deformationen adäquat zu verstehen, die aus dem Faktum „verschämter Armut“ resultieren?

Ebenso wichtig wie die Beschäftigung mit solchen Fragen scheint mir die andere: Wie gehen wir politisch mit unseren Erfahrungen und Wahrnehmungen gesellschaftlich verursachten Leidens um? Als Team einer örtlichen oder regionalen Beratungsstelle, als Berufsverband? Nehmen wir im Maße unserer Möglichkeiten eine Art Anwaltsfunktion für die Opfer des Systems wahr, denen wir in unseren Einrichtungen begegnen? Können sie notfalls auf uns als Pressure-group rechnen?

Unversehens bekommt damit die Gruppe der SeelsorgerInnen, das Team, die Belegschaft einer TS-Stelle eine weitere neue Funktion: Ort der Reflexion und Meinungsbildung über die jeweils aktuelle soziale und politische Situation der Stadt, über neue

„Opfer auf der Straße nach Jericho“. Und: dabei entsteht beiläufig, was Jürgen Moltmann schon vor Jahren prophetisch „Gemeindewerdung der Diakonie“ nannte: Diakonie ist nicht nur eine Funktion von Kirche, sie ist selbst Kirche. Gemeinde und Kirche entstehen nicht nur am Altar und „unter dem Wort“, sondern auch am Ort der Diakonie, gleich-wertig und gleich-wichtig wie die Gottesdienstgemeinde! Genau dies ist

gemeint, wenn wir von Telefonseelsorge als „Kirche in der säkularen Stadt“ sprechen.

2.1.2.2 Neue Akzente der Seelsorge?

Damit entstehen aber neue Plausibilitäten und neue Akzente in der Seelsorge. Die Option für die Armen könnte ihre herkömmlichen Konzepte in zweifacher Hinsicht verändern:

a) Eine Vergewisserung des Primats des Glaubens gegenüber der Ethik.

Aus theologischer Perspektive stellt die Option für die Armen, die ja landläufig zunächst als ethischer Anspruch erscheint, zunächst und vor allem eine Sache des Glaubens dar: Dass Gott auf der Seite der Armen steht, wie beide Testamente der jüdisch-christlichen Tradition lehren, dass Jesus sich vor allem zu den Armen gesandt wusste: „...Den Armen die Frohe Botschaft zu bringen, hat er mich gesandt“ (Lk 4.18) Diese theologische Wahrheit glaubend zu akzeptieren und zu bezeugen, geht der ethischen Forderung der „Option für die Armen“ voraus und befreit diese von möglichen Versuchen der Selbst-Rechtfertigung und von Über-Ich-Zwängen.

b) Dieser Primat des Glaubens vor der Ethik besagt jedoch keineswegs eine Minimierung des ethischen Anspruchs - im Gegenteil! Der schwedische Theologe Per Frostin hat einmal gesagt, dass die Rede von der „Option für die Armen“ im Kontext der Ersten Welt nur unter der

Bedingung glaubhaft, dass sie mit einer „Umkehr in der Metropole“ einhergeht.

Was Letzteres im Detail bedeutet, kann hier nicht ausgeführt werden: Jedenfalls bedeutet „Umkehr“ (und zwar nicht nur im traditionellen pietistischen Sinn!) mehr als „gute Gesinnung“, unverbindliche Zustimmung u.ä. Vor allem bedeutet es, die eigene Verflochtenheit in den großen strukturellen Unrechts-Zusammenhang zu begreifen und daraus Konsequenzen (z.B. für den Lebensstil) zu ziehen. Solche Art der „Umkehr“, die den „ersten Schritt“ des anbrechenden Gottesreiches markiert, kann nur „in Gemeinde“ und „als Gemeinde“ Wirklichkeit werden: indem wir einander darin ermutigen und bestärken. Dabei wird erfahrbar, dass niemand allein glauben kann! Umkehr ist notwendig auch ein kollektiver Prozess, ist streng genommen nur in Gemeinde möglich !

Für den konkreten Fall diakonischer Seelsorge wäre der Orientierungspunkt „Umkehr“ auch im Blick auf die hiesigen Armen (Ausgegrenzten, Behinderten, seelisch Leidenden, usw.) weiterzudenken: Auf komplementäre Betroffenheiten von Seelsorger(innen) ebenso wie auf gesellschafts-politische Probleme wie z.B. den Zusammenhang von Fremdenangst und Fremdenhass.

Damit sind wir in der multikulturell geprägten Stadt und ihrer spezifischen theologischen und diakonischen Herausforderung:

2.1.2 Option für die Anderen

Seit ihrer Formulierung hat die „Option für die Armen“ heftige ideologische Kontroversen ausgelöst, nicht zuletzt zwischen Rom und der Kirche Lateinamerikas, aber auch einen alten Streit der Christen neu entfacht über die Frage, wer denn die Armen eigentlich seien: Die ökonomisch Armen (präziser: Die gegen ihren Willen arm Gemachten!) oder (auch) die „Armen im Geiste“ d.h. „irgendwie wir alle“ (mit unseren kleinen Neurosen und Depressionen, unseren kaputten Ehen und Zukunftsängsten)

2.1.2.1 Entschärfung oder Radikalisierung der „Option für die Armen“?

Zu den „Fortschreibungen“ der Option für die Armen - über deren jeweilige Funktion als „Entschärfung“, „Radikalisierung“ oder „Differenzierung“ dann nochmals theologische Kontroversen geführt wurden - gehört die „Option für die Anderen“.

Im europäischen Raum wurde sie bereits früh - z.B. von J. B. Metz - mit Blick auf die hiesigen Probleme der Migranten, Asylsuchenden, Flüchtlinge u.ä. formuliert, aber auch auf die damit zusammenhängenden interreligiösen Konflikte.

Die in Europa, besonders anschaulich im ehemaligen Jugoslawien zu beobachtende

Verschränkung ethnischer, politischer und religiöser Konflikte spricht für die These des deutsch-brasilianischen Befreiungstheologen P. Suess, dass die „Option für die Anderen“ eine Radikalisierung der „Option für die Armen“ darstellt (1991, 25-27)

Die Notwendigkeit einer (nicht-repressiven) Integration der Fremden stellt nicht nur für die Kirchen eine Herausforderung dar, sondern in besonderer Weise für eine diakonische Seelsorge in der Stadt: Angesichts wachsender Spannungen unter den einzelnen kulturellen und religiösen Gruppen, von zunehmender Gewaltbereitschaft zwischen Einheimischen und Fremden, deren Ursache in den meisten Fällen im unbewussten und unbewältigten Zusammenhang von Fremdenangst und Fremdenhass (einschließlich einer oft als Abwehr funktionierenden Xenophilie) zu suchen ist, kommt auf die Seelsorge u.a. die Zumutung zu, ihr Fachwissen zur Bearbeitung und Prävention solcher Konfliktpotentiale (in sozial- und gemeindepädagogischen Kontexten) anzubieten.

2.2 Konkretisierungen - „Compassion“ und „Heimatlosigkeit“

Was bedeutet „Option für die anderen“ für Rolle und Selbstverständnis von Telefon-SeelsorgerInnen?

In seiner Untersuchung zur Hermeneutik der Anerkennung des Anderen hat Michael Ramminger-Imholz (1996) zwei Basiskategorien rekonstruiert, die sowohl in der Ethnologie wie auch in der jüngeren Sozialphilosophie eine zentrale Rolle spielen, insofern sie sich beide mit der Begegnung der Kulturen befassen: Mitleid und Heimatlosigkeit. Beide - so die These - seien Bedingungen der Möglichkeit einer adäquaten Wahrnehmung des anderen als eines anderen. Mitleid - eine fundamentale Kategorie im Werk J.J. Rousseaus - erfüllt in der Begegnung mit dem Anderen eine ähnliche Funktion wie sie Empathie in bestimmten therapeutischen Konzepten zukommt: Die

ganzheitliche Wahrnehmung des anderen als Bedingung einer wirklichen Begegnung. *Compassion* nennen es Mathew Fox und Leonardo Boff, *Compassion* heißt ein neues Weltprogramm der Religionen.

Die andere Grundhaltung „Heimatlosigkeit“, so Ramminger-Imholz in Anlehnung an C. Lévy-Strauss, sei - als die Grundsituation des Ethnologen - eine ähnliche Bedingung der Möglichkeit, den Fremden auch jenseits von Sprache und Sprachgrenzen zu verstehen.

Beide - *Compassion* und Heimatlosigkeit - sind aber m.E. nicht nur erkenntnistheoretische Basiskategorien, sondern ethische: Sie deuten auf

menschliche Möglichkeiten hin, die auch neue Akzente für das Rollenverständnis christlicher Seelsorger setzen könnten. Menschen handeln in dem Maße human, wie sie berührbar und einführend gerade Schwächeren, Notleidenden und Marginalisierten begegnen und sie wie ihresgleichen behandeln: „Die moralische Gemeinschaft“, schreibt J. Habermas (1996) „(das solidarische Einstehen für den anderen *als einen von uns*) - konstituiert sich allein über die negative Idee der Abschaffung von Diskriminierung und Leid sowie die Einbeziehung der - und des - Marginalisierten in eine wechselseitige Rücksichtnahme“ (7).

Ähnlich wie die „Option für die Armen“ lässt sich auch die „Option für die Anderen“ aus der jüdisch-christlichen Tradition begründen: „Die kulturelle Heimatlosigkeit und Anerkennung der Anderen als Gleiche, d.h. erbarmungswürdige, war es auch, die die Attraktivität des Christentums gerade über Kultur- und Religionsgrenzen hinweg ausmachte“, bewertet M. Ramminger-Imholz die Frühgeschichte jener Religionsgemeinschaft, die als mächtige Staats- und Kolonialkirche diese Praxis später in ihr Gegenteil pervertierte. Die Solidaritäten, die dieses (frühe, H.S.) Christentum vorschlägt, knüpfen an den ethischen Universalismus des Bundesverständnisses Israels an, der seine Verheißung nicht an ethnische

Zugehörigkeit, sondern an Bedürftigkeit und Unterdrückung bindet“ (a.a.O. 281).

Dieser letzte Gedanke enthält einen Hinweis auf die innere Affinität der beiden Optionen. Die Option für die Armen konkretisiert die Rede von „den anderen“: Diese meint nicht den abstrakten, jedweden Anderen, sondern primär den „armen Anderen“.

H.M. Enzensberger pointiert: „Fremde sind umso fremder, je ärmer sie sind“ (1992, „Für Geschäftsleute aus Hongkong ist der Erwerb eines britischen Passes kein Problem. Auch das Schweizer Bürgerrecht ist für Einwanderer aus beliebigen Herkunftsländern nur eine Prestigefrage. Dem Sultan von Brunei hat noch niemand seine Hautfarbe übelgenommen. Wo die Konten stimmen, verschwindet wie durch ein Wunder der Fremdenhass“ (ebd.)

3. Der Stadt Bestes – ein biblisch-theologischer Ausblick

Compassion und Heimatlosigkeit sind zwei zentrale Motive in jener alten „Meister-Erzählung“ des Neuen Testaments, die Christen seit alters her als Orientierung dient, wenn die Frage nach der „richtigen Praxis“ ansteht: „Was muss ich tun, um ewiges Leben zu haben?“, so beginnt der „Vorspann“ der Geschichte mit der Frage des Schriftgelehrten. Und - nach einem Lehrgespräch über den *Qualitäts*-Unterschied zwischen Wissen

und Tun des Richtigen - folgt die bekannte Geschichte vom barmherzigen Mann aus Samaria. Dessen entscheidende „Kompetenz“ besteht – gegen alle professionellen Plausibilitäten - in seiner Berührbarkeit (vom Anblick des Zusammengeslagenen). Aber „Kompetenz“ offenbar nicht in dem Sinne, wie sie in Anforderungsprofilen professioneller Seelsorger, (oder in Checklisten von „Qualitätsmanagement“) erscheint. Die Kompetenz des Samariters, die auch Laien und Ehrenamtliche nicht selten in hohem Maße besitzen, besteht in seiner (existentiellen!) Offenheit dafür, dass ihn in jedem Moment ein Jemand anrühren kann (Und er dann nicht mehr Subjekt des heilvollen Ereignisses ist, sondern dessen „Objekt“) Denn: Wer handelt eigentlich, wenn ich „berührt“ werde?. Solche Begegnung mit dem Göttlichen, mit „ewigem Leben“ ist nicht an die Existenz des Tempels gebunden, nicht an Parochie und Sonntags-Gottesdienst. Sie kann sich überall in der „gottlosen Stadt“ ereignen, vornehmlich sogar im multi-kulturellen Milieu.

Die Pointe der Erzählung: Der Helfende wird zum Beschenkten! Die *theologische* Pointe der Geschichte stellt unsere Plausibilitäten von Stark und Schwach, Krank und Gesund, Heil und Unheil, Fremd und Beheimatet auf den Kopf!

Freilich auch diese: „Levitische Gesetzlichkeit“ - die ja nicht zunächst in der Hartherzigkeit, Unberührbarkeit derjenigen besteht, die „vorüber

gehen“, sondern diese allenfalls langfristig durch das kultische Reinheitsgebot bewirkt - kann zu tödlichem Unschuldswahn aus „Berührungsllosigkeit“ führen.

Schließlich: Hintergründig unsere tiefsitzenden Neigungen irritierend, etwas Besonderes haben oder sein zu wollen, unsere Sehnsucht nach einem Logo, einem Gütesiegel „*christlicher* Seelsorge“, entlarvt unsere Geschichte genau dies als „allzu menschlich“: Der Samariter ist der Fremde, der aus dem verachteten Volk, der Heimatlose...heißt heute: Von Muslimen und Buddhisten lernen wir Christen womöglich, wie „Solidarität geht“, wie „Compassion“ gelebt wird. In einer Spiritualität existentieller Heimatlosigkeit könnten Seelsorgerinnen und Seelsorger mit allen Menschen guten Willens gemeinsam für eine Kultur der Berührbarkeit arbeiten, für eine Humanisierung der säkularen Stadt.

Wenn wir Telefonseelsorge in diesem Sinn begreifen, werden wir ungeahnte Chancen der Zusammenarbeit entdecken, humane Netzwerke knüpfen und ausweiten helfen, zum Besten der Stadt.

In der und für die es dann immer noch genug Anlässe geben wird „zum Herrn zu beten“!

Literatur

1. C.Boff/ J. Pixley, Die Option für die Armen, Düsseldorf 1987.
2. J. Comblin, Das Bild vom Menschen, Düsseldorf 1987.
3. H. Cox, Stadt ohne Gott? Stuttgart 1968.
4. ders., Religion in the secular city, New York 1984.
5. H.M. Enzensberger, Die große Wanderung. 33 Markierungen, Frankfurt 1992.
6. J. Habermas, Die Einbeziehung des Anderen, Frankfurt 1996.
7. M. Ramminger-Imholz, Mitleid und Heimatlosigkeit - zwei Basiskategorien einer Anerkennungshermeneutik, Luzern 1998.
8. C. Mesters, O profeta Jeremias, boca de deus, boca do povo, Sao Paulo 1992.
9. N. Mette, Gemeinde im Kontext der modernen Großstadt, in : H.-G. Ziebertz (Hg.) Christliche Gemeinde vor einem neuen Jahrtausend, Weinheim 1997, 215-231.
10. P. Suess, Thesen zur Entkolonialisierung und Solidarität: in Christliche Initiative Romero (Hg.), Werkmappe 1492-1992. 500 Jahre Eroberung, Evangelisation und Widerstand Lateinamerikas, Münster 1991, 25-27.
11. H. Steinkamp, Diakonie im Spannungsfeld zwischen Kirche und Gesellschaft, Mainz 1992.
12. ders., Solidarität und Parteilichkeit, Mainz 1994
13. ders., Die Erben der Beichtväter. Psychokultur und Fernsehshows als säkulare Seelsorge? in: Wege zum Menschen, 56. Jg. H. 3 (2004), 266-278.